This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

46585.31.21

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

46585.31.21

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Der arme Heinrich

dem Inhalte des „Erek“ und „Iwein“

von

Hartmann von Aue

und

Meier Helmbrecht

von

Wernher dem Gärtner

übersetzt und erläutert

von

Dr. Gotthold Böttticher.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1891.

4

Denkmäler

der

Älteren deutschen Litteratur

für den litteraturgeschichtlichen Unterricht
an höheren Lehranstalten

im Sinne der amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882

herausgegeben

von

Dr. Gotthold Böttticher, und Dr. Karl Kinzel,
Oberlehrer am Lessing-Gymnasium zu Berlin. Ord. Lehrer am Grauen Kloster

---

II.

Die höfische Dichtung des Mittelalters.

2. Der arme Heinrich und Meier Helmbrecht.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1891.

8276
101

Δ
~~4585.31.21~~ 4585.31.21
✓ ✓
HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR HORATIO STEVENS WHITE
JUNE 12, 1935

Inhalt.

I. Hartmann von Aue. Seite

Einleitung . . . . . 1—8
Der Arme Heinrich . . . . . 11—48
Iwein . . . . . 49—63
Erek . . . . . 64—65

II. Wernher der Gärtner.

Einleitung . . . . . 69—73
Meier Helmbrecht . . . . . 74—124

Vorwort.

Was uns bestimmte, die beiden vorliegenden kleinen Gedichte aus der großen Zahl der höfischen Epen auszuwählen, haben wir in unsern Vorbemerkungen S. V dargelegt. In der Würdigung ihres Wertes stehen wir nicht allein; das beweisen die wiederholten Übersetzungen gerade dieser Gedichte. Meier Helmbrecht wird hier zum siebenten, der Arme Heinrich zum sechsten Male in nhd. Übertragung geboten.[1])

---

1) Die früheren Übertragungen des Helmbrecht sind folgende:

1. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte von Dr. Carl Schröder. Wien 1865.
2. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Karl Pannier. Cöthen 1876.
3. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Aus dem Mittelhochdeutschen mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. Max Oberbreyer. Leipzig, Reclam.
4. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. (Nach C. Schröders Text-Übersetzung.) Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Für Schule und Haus herausg. von Rektor Dr. Wohlrabe. 2. Aufl. Halle a/S. 1888.
5. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Eine deutsche Novelle aus dem 13. Jhd. Übersetzt von Ludwig Fulda. Halle a/S., Hendel.
6. Junker Helmbrecht der Bauernsohn in „Drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter" von Gotthold Klee. Stuttgart, Steinkopf.

Die des Armen Heinrich sind diese:

1. Der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Ein erzählendes Gedicht, metrisch übersetzt von K. Simrock. Nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Übersetzers. 2. umgearb. Aufl. Heilbronn 1874. (Auch im Altdeutschen Lesebuch.)
2. Der arme Heinrich, übersetzt von O. Marbach und Fr. Koch. Bibliothek der deutschen Klassiker I, 247—279. Hildburghausen.
3. Der arme Heinrich, bearbeitet von A. v. Chamisso im Deutschen Musenalmanach 1839.
4. Der arme Heinrich von Hartmann von der (sol) Aue. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von H. von Wolzogen. Leipzig, Reclam.
5. Der arme Heinrich von Hartmann von der (sol) Aue. Neuhochdeutsch bearbeitet von Th. Ebner. Halle a/S., Hendel.

Das „Bedürfnis“ nach einer neuen Übertragung ist daher lediglich durch den Mangel einer geeigneten Schulausgabe begründet, wie wir sie in den „Denkmälern“ geben wollen. Daß dazu auch ein neuer Text gehört, versteht sich von selbst. Wie sich dieser, dem man volle Selbständigkeit nicht absprechen wird, zu den früheren Arbeiten verhält, unter denen L. Fulbas Helmbrecht als eine vorzügliche Leistung zu betrachten ist, mögen Kenner beurteilen. Von der Beigabe des mhd. Originals mußte des Raumes wegen abgesehen werden. Als Proben mögen einige Stellen gelten, welche in die Einleitung zu Hartmann eingefügt sind, und außerdem der Eingang zum Iwein.

So klein an Umfang die beiden Gedichte sind, so gewähren sie doch einen verhältnismäßig bedeutenden Einblick in die Ideenkreise und die Geschichte des Rittertums. Gerade die Zusammenstellung einer Schöpfung von höchstem idealen Gehalt aus der besten Zeit mit einer realistischen Schilderung des verfallenden Rittertums wird fruchtbare Gesichtspunkte für ein tieferes Eindringen in die Eigenart des Rittertums mit seinen Gegensätzen bieten. Die Beschäftigung mit einem der eigentlichen Ritterepen, der Modedichtung der Zeit, ist natürlich außerdem unerläßlich. Daß dies der Parzival sein muß, der in einer für die Schule eingerichteten Übertragung des Verfassers vorliegt, (Berlin, Friedberg und Mode) haben wir in den Vorbemerkungen bereits ausgesprochen. Alle übrigen Artusromane, auch die Hartmanns, rechtfertigen wegen ihres geringen ethischen Gehalts kaum die bekanntlich sehr große Mühe der Übertragung. Nur aus praktischen Zwecken, weil nun einmal Hartmann als der beliebteste Erzähler jener Zeit gilt, lasse ich als Beigaben eine gedrängte Inhaltsangabe des Iwein und des Erek folgen.

Der arme Heinrich

t dem Inhalte des „Erek“ und „Iwein“

von

Hartmann von Aue

und

Meier Helmbrecht

von

Wernher dem Gärtner

überſetzt und erläutert

von

Dr. Gotthold Böttticher.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.
1891.

4

Denkmäler

der

Älteren deutſchen Litteratur

für den litteraturgeſchichtlichen Unterricht
an höheren Lehranſtalten

im Sinne der amtlichen Beſtimmungen vom 31. März 1882

herausgegeben

von

Dr. Gotthold Böttticher, Oberlehrer am Leſſing-Gymnaſium
und
Dr. Karl Kinzel, Ord. Lehrer am Grauen Kloſter
zu Berlin.

II.

Die höfiſche Dichtung des Mittelalters.

2. Der arme Heinrich und Meier Helmbrecht.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.
1891.

5276
101

Δ
~~4585.31.21~~ 4585.31.21
✓ ✓
HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR HORATIO STEVENS WHITE
JUNE 12, 1935

Inhalt.

I. Hartmann von Aue. Seite

Einleitung . . . . . 1—8
Der Arme Heinrich . . . . . 11—48
Iwein . . . . . 49—63
Erek . . . . . 64—65

II. Wernher der Gärtner.

Einleitung . . . . . 69—73
Meier Helmbrecht . . . . . 74—124

Vorwort.

Was uns bestimmte, die beiden vorliegenden kleinen Gedichte aus der großen Zahl der höfischen Epen auszuwählen, haben wir in unsern Vorbemerkungen S. V dargelegt. In der Würdigung ihres Wertes stehen wir nicht allein; das beweisen die wiederholten Übersetzungen gerade dieser Gedichte. Meier Helmbrecht wird hier zum siebenten, der Arme Heinrich zum sechsten Male in nhd. Übertragung geboten.[1])

---

1) Die früheren Übertragungen des Helmbrecht sind folgende:

1. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte von Dr. Carl Schröder. Wien 1865.

2. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Karl Pannier. Cöthen 1876.

3. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Torfgeschichte. Aus dem Mittelhochdeutschen mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. Max Oberbreyer. Leipzig, Reclam.

4. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. (Nach C. Schröders Text-Übersetzung.) Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Für Schule und Haus herausg. von Rektor Dr. Wohlrabe. 2. Aufl. Halle a/S. 1888.

5. Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Eine deutsche Novelle aus dem 13. Jhd. Übersetzt von Ludwig Fulda. Halle a/S., Hendel.

6. Junker Helmbrecht der Bauernsohn in „Drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter" von Gotthold Klee. Stuttgart, Steinkopf.

Die des Armen Heinrich sind diese:

1. Der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Ein erzählendes Gedicht, metrisch übersetzt von K. Simrock. Nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Übersetzers. 2. umgearb. Aufl. Heilbronn 1874. (Auch im Altdeutschen Lesebuch.)

2. Der arme Heinrich, übersetzt von O. Marbach und Fr. Koch. Bibliothek der deutschen Klassiker I, 247—279. Hildburghausen.

3. Der arme Heinrich, bearbeitet von A. v. Chamisso im Deutschen Musenalmanach 1839.

4. Der arme Heinrich von Hartmann von der (sol) Aue. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von H. von Wolzogen. Leipzig, Reclam.

5. Der arme Heinrich von Hartmann von der (sol) Aue. Neuhochdeutsch bearbeitet von Th. Ebner. Halle a/S., Hendel.

Der arme Heinrich.

Ein Ritter so gelehrt[1]) einst war,
Daß er in Büchern las und klar
Erkannt', was drin geschrieben stand.
Der Ritter war Hartmann genannt
Und war dienstbar am Hof zu Au'.[2])
Gar eifrig ging er auf die Schau
Nach Büchern mannigfalt'ger Art.
Des Suchens er nicht müde ward,[3])
Ob er nicht etwas fände,
Womit er trübe Stunden wende
Und leichter mache Herzensschwere,
Und das doch Gottes Ehre
Vor allem diente und zugleich
Die Huld der Menschen, arm und reich,
Ihm selbst erwerbe; nun hört an,
Was er euch hier erzählen kann
Von dem, was er geschrieben fand.
Er hat sich selbst allhier genannt,
Damit für seiner Arbeit Müh'n,
Die seinem Werke er gelieh'n,
Man auch den Lohn einst nicht vergißt
Und jeder, wenn er nicht mehr ist,
Der sein Gedicht hör' oder lese,
Fürbitte thu', daß dort genese
Die Seele sein zum ew'gen Heil.
Man sagt, er schaff' sein eigen Teil
Und werbe selbst sich Gottes Huld,
Wer bittet für der andern Schuld.

---

1) d. h. unterrichtet, nämlich im Lesen und Schreiben und in der Kenntnis des Lateinischen, also im Besitz der klösterlichen Schulbildung. Das Französische lernte der Dichter aus dem Gebrauch.

2) s. d. Einl. S. 3.

3) Auch unsere klassischen Dichter (man denke an den jungen Schiller) suchten Stoffe, ihrem Drange zur Dichtkunst zu genügen.

Er las von einer seltnen Mär,
Wie einst ein Herr gesessen wär'
Im Schwabenland, dem war beschieden
Jedwede Tugend, die hienieden
Den jungen Ritter ziert und schmückt.
Man sprach von niemand so beglückt
Ringsum in allen Landen:
Geburt und Reichtum standen
Ihm zu Gebot, und weit und breit
War Vorbild jeder Tüchtigkeit
Der Ritter, und wie groß auch war
Sein Reichtum und wie wunderbar
Sein Adel strahlt, fast Fürsten gleich:
Er war doch lange nicht so reich
An dem, was ihm Geburt verliehn,
Als er besaß an edlem Sinn.
Sein Name war wohl weit bekannt,
Herr Heinrich wurde er genannt
Und war von Au geboren.[1])
Er hatte abgeschworen
Falschheit und alles rohe Wesen
Und ist dem Eide treu gewesen
Beständig bis an seinen Tod.
Ihm macht' im Leben keine Not,
Daß jemand kürze seine Ehren:
Ihm ward, so viel er mocht begehren,
Weltlicher Ehren reichste Fülle.
Und diese mehrt' er in der Stille
Durch jede hohe Tugend;
Er war die Blüte aller Jugend,
Weltlicher Freud' ein Spiegel rein,
In Treue fest wie Felsgestein,
Die Krone aller wahren Zucht
Und seiner Sippe für die Flucht
Vor Not und Elend Schirm und Schild.[2])

1) S. Einl. S. 3. Dieser Heinrich ist von Au geboren, Hartmann nur Dienstmann zu Au.

2) allgemein übliche und beliebte Metaphern der höfischen Dichtung, hier charakteristisch für Hartmanns Ideal eines Ritters. Suche ähnliche Ausdrücke bei Wolfram und Walther.

Nach rechtem Maße wägend[1]) hielt
Er Mangel fern und Überfluß,
Und niemals trug er mit Verdruß
Der Ehren Last auf seinem Rücken,
Und allen ward zur festen Brücken
Sein weiser Rat. Auch wußt' von Minnen
Zu singen er[2]) und zu gewinnen
In aller Welt viel Preis, er schien
Gar höfisch und von weisem Sinn.
Als nun Heinrich, der edle Herr,
Genoß in Freuden hoch und hehr
Die Ehren und sein reiches Gut
Und seinen frischen, frohen Mut
Und alle Freuden dieser Welt,
In der ihn Gott so hoch gestellt,
Daß ihm kein andrer sich vergleicht:
Da ward sein stolzer Mut gebeugt
Bis in den allertiefsten Grund.
An ihm ward allen Menschen kund,
Wie an dem jungen Absalon,[3])
Daß auch die reichste Königskron'
Und alle Süßigkeit der Welt
In nichts vor uns zusammenfällt
Und ihre Herrlichkeit vergeht,
Wie in der Schrift geschrieben steht.
Es heißt an einer Stelle da
‚Media vita
in morte sumus'[4])
Das heißt, daß jeder wissen muß,
Daß, wenn am sichersten wir leben,

1) Die mâze (vgl. σωφροσύνη und ἐγκράτεια) war ein Haupterfordernis der höfischen Bildung auf allen Gebieten.

2) Auch gekrönte Häupter pflegten des Minnesanges, wie Kaiser Heinrich VI., Herzog Heinrich I. von Anhalt, Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile.

3) 2. Sam. 18.

4) Hier irrt der Dichter, wenn er diese Worte als eine Bibelstelle ansieht. Sie sind vielmehr der Anfang einer alten lateinischen sogenannten Antiphone, die auch schon früh in deutscher Übersetzung bei Bittgängen gesungen wurde. Luther hat daraus sein gewaltiges Lied „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen" gedichtet.

Des Todes Schatten uns umschweben.
Was fest und stät in dieser Welt,
Und was am besten uns gefällt,
Und was sie Großes sonst vollbracht,
Dem fehlt doch der Vollendung Macht.
Seht an, solch kümmerlich Geschehen
Läßt uns im Bild die Kerze sehen.
In Asche sie sich ganz verzehrt,
Indem sie uns das Licht beschert.
Schlimm steht's um unsre Sachen;
Seht doch, wie oft das Lachen
Im Weinen jämmerlich erlischt,
Wie alles Süße ist vermischt
Mit Bitterkeit der Galle.
Des Lebens Blume kommt zu Falle,
Wenn sie am prächtigsten erblüht.
Am Herren Heinrich jeder sieht,
Je höher jemand werde
Gestellt auf dieser Erde,
Je weniger gilt er vor Gott.
Er fiel durch Gottes Machtgebot
Aus seiner eiteln Herrlichkeit
In großes Elend, Schmach und Leid.
Mit Aussatz schlug ihn Gott der Herr,
Und als man seine Hand so schwer
Auf seinem Leibe ruhen sah,
Unlieb ward allen Menschen da
Sein Anblick und sein Nahesein.
Nun seht, wie sonst sein lichter Schein
Der Welt so wohl gefiel hienieden
Und wie ihn gern jetzt alle mieden,
Um nur sein Antlitz nicht zu sehn.[1])

1) Der Aussatz (Lepra, Mittelalter) war durch die Kreuzzüge aus dem Morgenlande nach Europa eingeschleppt worden und herrschte hier vom 12. bis zum 16. Jahrh., ohne daß man etwas anderes thun konnte, als was die Orientalen schon immer gethan hatten. Die Unglücklichen wurden von der menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und außerhalb der Stadtmauern in Asylen untergebracht. Ein solches ist schon im 9. Jahrh. in Bremen und im 11. Jahrh. in Würzburg bekannt. Heute kommt die Krankheit im Abendlande nur selten, z. B. im nördlichen Norwegen, auf den Lofoten, vor, gilt übrigens nicht mehr als ansteckend.

So ist's auch Hiob einst geschehn,
Dem Manne, reich und hochgeboren,
Der seine Ehre auch verloren
Und auf dem Miste[1]) Herberg fand,
Gerad' als sein Glück am höchsten stand.
Und als der arme Heinrich dann
In seinem Herzen sich besann,
Daß er der Welt beschwerlich falle,
Da that er wie die Menschen alle:
Da wuchs aus bitterm Leid die Schuld,
Daß er nicht fand Hiobs Geduld.
Denn Hiob litt, der fromme Mann,
Geduldig, sonder stolzen Wahn,
Als ihm das Leiden ward zu teil,
Um seiner Seele Ruh' und Heil
Das Siechtum und der Krankheit Schmach,
Die vor den Menschen auf ihm lag.
Drum lobt' er Gott und freute sich.[2])
Der arme Heinrich aber glich
Dem Dulder Hiob leider nicht.
Gar unfroh stand ihm das Gesicht.
Sein fliegend Herz in Leid versank,
In Kummerflut die Freud' ertrank,
Sein hoher Sinn, der kam zu Falle,
Sein sanft Gemüt ward ganz zur Galle.
Ein jäher, finstrer Donnerschlag[3])
Läßt schwinden ihm den hellen Tag,
Und schwarze Wolken, ach so dicht,
Bedecken ihm der Sonne Licht.
Es macht' ihm bittere Beschwer,
Daß ihm so manch' gewohnte Ehr'
Und manches Wort der Liebe

1) Hiob 2, 8 nach LXX (ἐπὶ τῆς κοπρίας ἔξω τῆς πόλεως) und Vulgata (in stercoreto). Luther übersetzt richtig nach dem Grundtext „in der Asche."

2) Stimmt dies wirklich mit der biblischen Geschichte ganz überein? Vgl. Hiob 3. 9, 14 ff. 10, 18. 19. 13, 18 ff. Der arme Heinrich bietet vielmehr eine ziemlich genaue Parallele zu Hiob. Auch Hiob demütigt sich erst durch die Reden des Elihu.

3) Ähnliches Motiv Parz. 103, 25 (meine Ausgabe S. 13) in Herzeloydens Traum.

Versagt nun fürder bliebe.
Er zürnt' dem Tage, flucht' ihm gar,
An dem die Mutter ihn gebar.[1])
Ihm blieb in seinem schweren Leid
Ein Trost nur, des er doch sich freut:
Gar manches Mal gesagt ihm ward,
Daß mannigfach der Krankheit Art,
Und daß doch mancher sei genesen,
Der schon dem Tode nah gewesen.
Das ließ ihn all sein Thun und Denken
Auf diese Hoffnung freudig lenken.
Und bald erfüllt sein ganzes Wesen
Die Sorge, wie er möcht' genesen.
Auf Rat der Ärzte wohlgelahrt
Begab er schnell sich auf die Fahrt
Nach Montpellier,[2]) doch ward ihm da,
Sobald man ihn nur kommen sah,
Die hoffnungslose Antwort kund,
Er werde nimmermehr gesund.
Ungern vernahm er solches Wort,
Und nach Salerno[3]) eilt er fort.
Dort saß ein Meister, weis' und alt,
Der offenbart' ihm alsobald
Gar eine wunderliche Märe,
Daß seine Krankheit heilbar wäre,
Doch könnt' er Heilung nicht ersehn.
Da sprach er: „Wie soll das geschehn?
Unsinnig redet dieser Mann,
Ich muß genesen, wenn ich's kann.
Und was auch immer ihr Geheiß,
Was Geld erreichen kann und Fleiß,
Das will ich alles froh vollziehn."
„Nein, laßt vergebliches Bemühn",

1) Hiob 3.

2) Schon seit 1180 war in Montpellier eine medizinische Schule, doch erst 1290 wurde die Universität vollständig eingerichtet. In diesem Sommer (1890) wurde die Jubelfeier des 600jährigen Bestehens begangen.

3) Salerno wurde die berühmteste medizinische Fakultät des Mittelalters. Die Universität wurde 1150 gegründet, ist jedoch 1817 aufgehoben worden. Salerno ist außerdem berühmt als Zufluchtsort Gregors des Großen, der dort in der Verbannung starb.

Sprach ernst der Meister, „Eure Plage
— Was nützt es, wenn ich mehr noch sage? —
Bedarf besondrer Arzenei,
Wollt ihr derselben werden frei.
Und niemand ist so reich auf Erden,
Der jener habhaft könnte werden.
Mit aller Kraft und allem Sinnen
Vermag er nicht sie zu gewinnen.
So seid ihr ein verlorner Mann,
Nimmt Gott nicht selbst sich euer an."
Der arme Heinrich sprach betrübt:
„Laßt ihr mir nichts, was Trost mir giebt?
Hab' ich nicht Geld und Gut genug?
Und heischt nicht eure Pflicht mit Fug
Und eure Kunst mir beizustehn?
Wollt ihr mein Geld nicht ganz verschmähn,
Mein Silber und mein rotes Gold:
Ich mach' euch mir wohl noch so hold,
Daß ihr mir Pein und Not sollt stillen."
„Nicht fehlen sollt' es mir am Willen",
Sprach wiederum der Meister frei,
„Und wär' es eine Arzenei,
Die irgend könnt' auf Erden
Um Geld erworben werden:
Könnt' ich sie euch erwerben,
Ich ließ' euch nicht verderben.
Doch kann das leider nun nicht sein:
So kann, wie groß auch eure Pein,
Ich Rat und Hülf' euch nicht erteilen.
Nur eine Jungfrau kann euch heilen,
In Herzensgrunde keusch und rein,
Und die bereit auch würde sein
Für euch den grimmen Tod zu leiden.
Nun brauch' ich's euch nicht zu beeiden,
Daß niemand gern für andre stirbt;
Und doch allein euch Heil erwirbt
Der reinen Jungfrau Herzensblut.[1])
Das ist für euer Siechtum gut."

1) Der reinen Jungfrau wurden schon im heidnischen Altertume außerordentliche Kräfte zugeschrieben (vgl. Brunhild im Nibelungen-

Da sah der arme Heinrich ein,
Daß es unmöglich möchte sein,
Daß jemand den sich würbe,
Der gerne für ihn stürbe.
So schien ihm jeder Trost genommen,
Um den er war hierher gekommen.
Und jede weitre Frage schien
Ihm nur noch thörichtes Bemühn.
Davon ward ihm das Herz so schwer,
Daß er verzweifelt' mehr und mehr
Und wollte länger nicht mehr leben.
So zog er heim, um hinzugeben
Sein Erbteil und sein fahrend Gut,
Wie frommer Sinn und Edelmut
Und weiser Rat ihn lehrte:
Nichts weiter er begehrte.
So macht' er arme Freunde reich[1])
Mit Weisheit, und gab Trost zugleich
Auch vielen fremden Armen,
Daß Gottes groß Erbarmen
Ihm schenke einst der Seele Heil.
Das andre ward der Klöster Teil.
So gab er mit zufriednem Sinn
Sein Hab und Gut und alles hin.
Im Wald blieb ihm ein Stücklein Feld,
Dorthin trieb Scheu ihn vor der Welt.
Doch seines Leidens Not und Pein
Beklagt' er wahrlich nicht allein.
Es klagte mit ihm jedes Land,
Worin sein Name war bekannt,
Und manches Herz ward wohl beschwert,
Auch wo man nur von ihm gehört.
Schon lange saß auf diesem Feld
Und hatt' es Jahr für Jahr bestellt
In treuem Fleiß ein Bauersmann,
Den selten noch ein Leid kam an,

lied). Der Gedanke fand in verschiedenen Sagen Ausdruck (vgl. Parz. 482, 24 ff. vom Einhorn), doch läßt sich die Entstehung der christlichen Vorstellung, daß das Blut einer reinen Jungfrau unheilbare Krankheiten heile, nicht nachweisen.

1) s. o. Vers 62 ff.

Wie andern Bauern wohl geschehn,
Die schlimmrer Herren sich versehn,
Die sie nicht wollten schonen
Mit Steuern und mit Frohnen.
Was dieser Mann freiwillig trug,
Das war dem Herren schon genug,
Dazu auch sorgt' er, daß sein Gut
Nicht litt von frembem Übermut.
So kam's, daß rings im Land umher
Kein Bauer war so reich wie er.
So zog in dieses Meiers Haus
Der arme Heinrich nun hinaus.
Was er ihm früher wohlgethan,
Wie reich vergalt ihm das der Mann!
Er fragte nicht, ob ihm Beschwerde
Durch seinen kranken Herren werde.
In seinem treuen Herzen litt
Er alles, Not und Jammer, mit,
Die Gott Herrn Heinrich auferlegte.
Mit treuer Liebe er ihn pflegte.
Dem Meier hatte Gott gegeben
In seinem Stand ein reines Leben.
Gesund und stark war ihm der Leib
Und arbeitsam sein treues Weib.
Auch schöne Kinder schenkt' ihm Gott
Zur Freud' und Lust in mancher Not.
Darunter war, wie man erfahren,
Ein zartes Mägdlein von acht Jahren,
So gut im tiefsten Herzensgrunde,
Daß nimmer auch nur eine Stunde
Von ihrem Herren wich ihr Fuß!
Um seine Huld und seinen Gruß
Dient' sie ihm ohne Rast und Ruh
Und wandt' ihm ihre Pflege zu.
Sie war auch so besondrer Art,
Daß mancher wohl des innen ward,
Daß sie in ihrer Schönheit Schein
Ein Königskind wohl könnte sein.
Die andern hatten nur im Sinn,
Daß sie, soweit es anging, ihn

Zu allen Stunden mieden.
Da eilte sie — ihr war's hienieden
Der liebste Ort — an seine Seit',
Und gern vertrieb sie ihm die Zeit.
So hatte sie ihr ganz Gemüte
In kindlich reiner Herzensgüte
Dem lieben Herren zugewandt,
Daß man sie nirgend anders fand
Als dort zu seinen Füßen.
So wollte sie dem Herrn versüßen
Die Stunden und verließ ihn nie.
Dazu erfreute er auch sie
Mit allen schönen Gaben,
Die Kinder gerne haben
Zu ihrem frohen Kinderspiel.
Dergleichen gab der Herr ihr viel.
Auch half ihm, daß so leichtlich man
Sich Kinderlieb' gewinnen kann.
Er kauft' ihr, was er käuflich fand,
Ob Spiegel oder Lockenband,
Und was sonst Kindern liebe Dinge,
Wie Gürtelchen und Fingerringe.
Mit solchem Dienst bracht er's dahin,
Daß sie sein ward mit Herz und Sinn
Und er sein klein Gemahl sie hieß.
Das gute Kind gar selten ließ
Den treuen Herrn mit sich allein:
Er däuchte sie gesund und rein.
Wie sehr der reiche Kinderlohn
Sie auch dazu getrieben schon:
Doch macht' ihr's wert erst allermeist
Ein gottgegebner, süßer Geist.
So dient' sie liebend fort und fort.
Als nun der arme Heinrich dort
Drei Jahre schon geweilet
Und Gott noch immer zuerteilet
Groß Leid und Jammer seinem Leib,
Saß einst der Meier und sein Weib
Und ihre Tochter, jene Magd,
Von der ich eben euch gesagt,

In sorgender Geschäftigkeit
Bei ihm und klagten um sein Leid.
Das war den Armen wahrlich not:
Sie mußten fürchten, daß sein Tod
An Ehr' und Gut sie hart gefährde
Und daß ein andrer Herr hier werde,
Der hart sei und von bösem Sinn.
So dachten sie wohl her und hin,
Bis endlich unser Bauersmann
Also zu fragen ihn begann.
Er sprach: „Hört, lieber Herre mein,
Möcht' es mir wohl gestattet sein,
So thät' ich eine Frage gern:
Soviel doch in der Stadt Salern
Heilkund'ger Meister leben,
Wie kommt's, daß keiner konnte geben
Für euer Siechtum einen Rat
Und keiner dafür Heilung hat?
Herr, seht, das wundert mich gar sehr."
Da stieg dem armen Heinrich schwer
Ein tiefer Seufzer aus dem Herzen
In bitterlichen Schmerzen:
Er litt so viel, als er nun sprach,
Daß ihm vor Gram die Stimme brach.
„Ich hab', ach, diesen bittern Spott
Genug verdient um meinen Gott.
Du sahst es selbst ja wohl zuvor,
Wie weit geöffnet stand mein Thor
Weltlicher Freude mannigfalt,
Und daß wohl niemands Wille galt
In seiner Sippe wie der meine:
Und konnte nichts doch thun alleine;
Denn nichts war mein von aller Macht.
Ich fragte nicht und gab nicht acht,
Wer mir das Freudenleben
Aus Gnaden nur gegeben.
Da war mein Herze so bestellt
Wie allen Thoren dieser Welt;
Denn allen sagt ihr Übermut,
Daß ihre Ehr' und all ihr Gut

Sie ohne Gott gewonnen han.
So trog auch mich der schlimme Wahn,
Daß ich gar wenig nach ihm fragte,
Von dessen Gnade mir behagte
So viele Ehr' und großes Gut.
Als nun mein frevler Übermut
Den hohen Pförtner doch verdroß,
Des Glückes Thor er mir verschloß.
Ich klopfe nun vergebens an:
Das hat die Thorheit mir gethan.
Gott hat zur Strafe mich geschlagen
Mit solchen jämmerlichen Plagen,
Davon kein Mensch mich kann erlösen.
Nun schmähen mich die Bösen.
Der Gute aber vor mir flieht.
Ist einer böse, der mich sieht,
Viel böser muß ich selbst doch sein!
Er zeigt Verachtung meiner Pein
Und kehrt die Augen ab von mir.
Nun finde ich zuerst bei dir
Ein Herz so treu, wie du es hast,
Daß du den Siechen pflegst als Gast
Und nicht mit Graun mich siehest.
Doch ob du auch vor mir nicht fliehest
Und keinem lieb ich bin als dir:
So sehr dein Glück auch hängt an mir,
Du trügest doch wohl meinen Tod.
Ach, wem ward Schmach und bittre Not
Wohl jemals auf der Erde mehr?
Vor kurzem war ich noch dein Herr
Und bin dein armer Schuldner nun.
Mein lieber Freund, dein frommes Thun,
Dein Weib, dein Kind, mein zart Gemahl,
Schafft euch den ew'gen Freudensaal,
Da ihr mich Siechen bei euch laßt.
Wonach du mich gefraget hast,
Das künd' ich dir nun gerne.
Ich konnte zu Salerne
Nicht einen Meister finden,
Der sich konnt' unterwinden

Der Heilung, oder der es wollte;
Denn was mich retten sollte
Von meines Siechtums schwerer Pein,
Das sollt' ein solches Mittel sein,
Das hier auf Erden wohl kein Mann
Mit allem Gut gewinnen kann.
Kein andrer Rat ward mir erteilt,
Als daß mich eine Jungfrau heilt,
Im Herzensgrunde keusch und rein,
Und die bereit auch könnte sein,
Für mich den grimmen Tod zu leiden,
Sich tief ins Herz möcht' lassen schneiden;
Denn andres sei für mich nicht gut
Als einer Jungfrau Herzensblut.
Nun ist's unmöglich, daß ihr Leben
Ein Mädchen könnte für mich geben,
Für mich gern ginge in den Tod:
So muß ich Schmach und Qual und Not
Ertragen nun bis an mein Ende,
Das Gott mir bald in Gnaden sende!"
Was zu dem Vater er gesagt,
Das hörte auch die reine Magd;
Denn ihres Herren Füße
Hielt liebevoll die Süße
Gebettet sanft in ihren Schoß.
Man möchte, wähn' ich, zum Genoß
Dem reinen, kindlichen Gemüte
Gesellen nur der Engel Güte.
Sie gab auf seine Rede acht
Und hatte sie gar wohl bedacht.
Sie ließ sie tief ins Herze dringen,
Bis sie zur Nacht zur Ruhe gingen.
Als sie nun, wie sie immer pflag,
Zu ihrer Eltern Füßen lag,
Und bald das Elternpaar entschlief,
Da stiegen Seufzer, schwer und tief,
Aus ihrem frommen Herzen.
Um ihres Herren Schmerzen
Ward ihre Trauer ach so groß,
Daß bald den Schlafenden begoß

Ein Thränenſtrom die Füße.
So weckte ſie die Süße.
Und als ſie merkten, wie ihr rannen
Die Thränen, ſorglich ſie begannen
Zu fragen ſie, was ihr wohl wär'
Und welchen Kummer und Beſchwer
Sie hätte alſo ſtill zu klagen.
Sie aber wollt' es nimmer ſagen.
Doch als der Vater ernſt und lang
Mit Droh'n und Bitten in ſie drang,
Daß ſie's ihm ſollte ſagen,
Sprach ſie: „Ihr ſolltet mit mir klagen.
Was könnte mehr wohl unſer Herz
Bekümmern als der bittre Schmerz
Um unſern Herrn, ſo krank und bleich,
Daß wir ihn und in ihm zugleich
Verlieren ſollen Gut und Ehr'?
Wir finden wahrlich nimmermehr
Noch einen Herrn, ſo mild und gut,
Der das uns thu', was er uns thut."
Sie ſprachen: „Tochter, das iſt wahr.
Nur nützt uns leider nicht ein Haar
Dein Klagen oder unſer Schmerz.
Davon heiß ſchweigen nur dein Herz.
Uns iſt's gewiß ſo leid wie dir.
Doch ſieh, unmöglich können wir
Noch etwas thun zu ſeinem Frommen.
Gott hat ihn ſelber uns genommen:
Hätt' anders jemand das gethan,
Der müßte unſern Fluch empfah'n."
So ſänftigten ſie ihr die Sorgen,
Doch unfroh blieb ſie bis zum Morgen
Und noch den ganzen andern Tag.
Und wes man ſonſt auch um ſie pflag:
Es kam ihr nimmer aus dem Sinn,
Bis nachts ſie wieder gingen hin
Zu ſchlafen in gewohnter Weiſe.
Und als ſie ſich gebettet leiſe
Wie ſonſt an ihre Schlummerſtatt,
Da rüſtet' ſie ein zweites Bad

Mit ihrer Augen Thränenquell.[1])
Denn in der Seele Tiefen hell
Entsprang der Strom der größten Güte,
Die je von kindlichem Gemüte
Auf Erden ich vernommen.
Welch Kind war jemals so gesonnen?
Eins war's, das ihr am Herzen lag:
Erlebte morgen sie den Tag,
Sie wollte nicht verziehn, ihr Leben
Für ihren Herrn dahin zu geben.
In dem Gedanken ward's von Schmerz
Ihr wieder leicht und frei ums Herz.
Sie hatte keine Sorgen mehr.
Nur eine Furcht bedrückt' sie sehr,
Daß, wenn sie's ihrem Herren sagte,
Ihm nimmer solches Thun behagte,
Und wenn sie's allen drei'n gestände,
Sie nicht den Willen fände,
Daß man die Bitte ihr gewährte.
Drob faßt' sie neues Leides Härte,
Daß ganz wie in der vor'gen Nacht
Die Eltern beide aufgewacht.
Sie richteten sich auf zu ihr
Und sprachen: „Kind, was fehlet dir?
Du bist doch gar ein thöricht Kind,
Daß gar so schwer bedrückt dir sind
Herz, Sinn und Mut von einem Leid,
Dem nimmer Hülfe ist bereit.
Warum denn läßt du uns nicht schlafen?"
Sie fuhren fort, die Maid zu strafen:
Was hülfen ihr die Klagen,
Da niemand zu erfragen,
Der solcher Not ein Ende schafft'?
Sie kannten nicht des Willens Kraft,
Als sie des süßen Kindes Mund
Da hießen stille sein zur Stund.
So sprach darauf die süße Magd:
„Wie uns der Herr selbst hat gesagt,

1) vgl. ähnliche Situationen und Bilder Parz. 113, 27 ff. (meine usg. S. 17), 193, 16 ff. (S. 81).

Ist eine Hülfe ihm gewährt.
Fürwahr, wenn ihr mir's nicht verwehrt,
Bin ich für Arzenei ihm gut,
Bin eine Jungfrau, habe Mut:
Eh' ich ihn seh' verderben,
Will gern ich für ihn sterben."
Von solcher Rede ward das Paar
Im Herzen trüb und traurig gar.
Der Vater sprach: „Du bist ein Kind,
Mein Töchterlein, allzu geschwind
Rät dir dein Herz in diesen Dingen.
Du kannst es nimmermehr vollbringen,
Was du uns heute kund gethan.
Fremd blieb dir noch des Todes Bahn.
Wenn er dich trifft zur letzten Frist
Und wider ihn kein Rat mehr ist,
Und du mußt wirklich sterben:
Wahrhaftig, könntest du's erwerben,
Du lebtest gerne länger doch,
Denn niemals ward so leid dir noch.
Drum heiß' nun schweigen deinen Mund,
Und wird, merk' wohl, von dieser Stund
Ein Wörtlein fürder davon laut,
So geht es dir an deine Haut."
So wähnt' er sie bezwungen schon
Durch Bitten und durch hartes Drohn.
Allein er ward des Sieg's nicht froh,
Die Tochter gab ihm Antwort so:
„Einfältig, Vater, bin ich noch,
Ich habe den Verstand jedoch,
Daß ich die Klage um die Not
Erkenne, daß des Leibes Tod
Gewaltig ist und strenge.
Und wer auch Lebens Länge
Mit großer Arbeit sich erringt
Und auf ein hohes Alter bringt
Den Leib mit Sorg' und großer Not:
Erleiden muß er doch den Tod.
Ist ihm die Seele dann verloren,
So wär' er besser nie geboren.

Nun ist mir vorgesteckt ein Ziel,
Dafür ich Gott stets danken will:
Daß ich den jungen Leib darf geben
Dahin für's ew'ge, sel'ge Leben.
Nun wollt's mir nicht verleiden,
Ich will mir und euch beiden
Damit die größte Wohlthat thun.
Ich will allein vor Schaden nun
Und Leid euch wohl bewahren,
Das sollt ihr jetzt erfahren.
Ihr habet Ehr' und schönes Gut;
Das steht in meines Herren Hut,
Der niemals Leid euch angethan
Und Armut nimmer euch ließ nah'n.
So lang das Leben er behält,
Ist's wohl um eure Sach' bestellt.
Doch lassen wir ihn sterben,
So müssen wir verderben.
Sein Leben will ich uns denn fristen
Mit eines treuen Herzens Listen,
Will Heil und Rettung uns ersehn;
Drum gönnet mir's, es muß geschehn."
In Thränen sprach die Mutter da,
Als sie der Tochter Ernst ersah:
„Gedenke doch, mein liebes Kind,
Wie groß die Müh'n gewesen sind,
Die ich um dich erlitten schon.
Ach, laß mich finden bessern Lohn,
Als ich dich höre sprechen.
Du willst das Herz mir brechen!
Nun sänfte deine Rede, sieh,
Dein ew'ges Heil verwirkst du hie
An uns und sündigst wider Gott.
Gedenkst du wohl an sein Gebot?
Denn so gebot er hell und klar,
Daß wir den Eltern immerdar
Gehorchen hier auf Erden,
Dafür soll uns als Lohn dann werden
Im Himmel unsrer Seele Frieden
Und langes Leben auch hienieden.

Du ſagſt, du willſt dein Leben
Für unſer beider Freude geben,
Und willſt fürwahr uns beiden
Das Leben recht verleiden.
Denn daß dein Vater ſowie ich
Gern leben, das geſchieht um dich:
So ſollſt du, liebe Tochter mein,
Nun unſre ganze Freude ſein.
Sei unſres Lebens ſchönſte Blum'
Und deiner Sippe Stolz und Ruhm
Und unſrem Alter Stütz' und Stab.
Läßt du uns weinend an dein Grab
Hintreten durch ſelbſteigne Schuld,
So wirſt du auch von Gottes Huld
In Ewigkeit dich ſcheiden:
Das wirbſt du an uns beiden!"
„O Mutter, ſprach ſie, ich weiß wohl,
Wie ihr mir beide liebevoll
Die Güte ſpendet immer neu,
Die Mutterlieb' und Vatertreu'
Soll leiſten ihrem Kinde;
Und immer neu empfinde
Ich täglich euren treuen Sinn.
Durch euch nur hab' ich, was ich bin,
Die Seel' und meinen ſchönen Leib.
Mich preiſen alle, Mann und Weib,
Und alle, die mich je geſehn,
Die ſprechen, eine Maid ſo ſchön
Als ich, ſei nimmermehr auf Erden.
Wem ſollte größrer Dank nun werden
Für ſolches Glück, als euch nächſt Gott?
Drum will ich auch nach euerm Gebot
Mein Leben richten immerdar:
Das iſt mir Recht und Pflicht fürwahr!
O Mutter, du geſegnet Weib,
Da ich die Seele und den Leib
Von euren Gnaden hab' allein,
Laßt's eurer Huld empfohlen ſein,
Daß ich nun auch die beiden[1])

1) Die Seele und den Leib.

Von Teufels Liſt will ſcheiden
Und Gott mich ganz ergeben.
Es bringt doch dieſes Erdenleben
Dem Seelenheile nur Verluſt;
Auch hat bisher mich Freud' und Luſt
Der Welt noch nicht berühret,
Die hin zur Hölle führet!
So will ich Dank dem Herren ſagen,
Daß er in meinen jungen Tagen
Mir ſolchen Sinn ins Herz gegeben,
Daß ich dies kurze Erdenleben
So nichtig und geringe acht'!
Ich will ſo rein, wie ich gemacht,
Zurücke gehn in Gottes Gewalt.
Ich fürchte, ſollt' ich werden alt,
Daß noch des Lebens Süße
Läßt ſtraucheln meine Füße,
Wie ſie ſo manchen angezogen,
Den ſolche Süße hat betrogen:
Wie leicht hätt' ich dann Gott entſagt!
Dem lieben Gott ſei es geklagt,
Daß ich bis morgen leben ſoll.
In dieſer Welt iſt mir nicht wohl.
Ihr Leben iſt nur Herzeleid,
So ſprechen alle weiſen Leut'.
Ihr ſüßer Lohn iſt bittre Not,
Ihr langes Leben jäher Tod.
Wir haben nichts Gewiſſes je,
Als heute Wohl und morgen Weh,
Und immer kommt zuletzt der Tod:
Das iſt die jämmerlichſte Not.
Es ſchirmt uns nicht Geburt noch Gut,
Nicht Schönheit, Stärk', noch hoher Mut,
Es frommt nicht Jugend uns noch Ehr'
Im Angeſicht des Todes mehr
Als Niedrigkeit und groß' Untugend.
Uns iſt das Leben, iſt die Jugend
Ein Übel nur und nicht'ger Staub
Und unſre Kraft ein zitternd Laub.
Der iſt doch ein gar dummer Gauch,

Der gern erſtrebt, was doch nur Rauch,
Und der, es ſei Weib oder Mann,
Dies eine nicht vermeiden kann,
Daß er der Welt Gefolgsmann iſt.
Es iſt uns über faulen Miſt
Ein Teppich hier ja nur gebreitet,
Und wen der helle Schein verleitet,
Der iſt zur Hölle ſchon geboren
Und hat geringres nicht verloren
Als beides, Seele und den Leib.
O Mutter, gottbegnadet Weib,
Gedenkt der mütterlichen Treue.
Laßt ihr die Trauer nicht aufs neue
Das Herz bethören euch um mich,
Bedenkt auch wohl der Vater ſich.
Für alle Liebe ich ihn preiſe,
Doch iſt der Gute auch ſo weiſe,
Daß er gar wohl erkennt, daß ihr
Doch nicht gar lange noch mit mir
In Freude könnt des Lebens walten,
Möcht' ich das Leben auch behalten.
Denn blieb noch unvermählt ich gleich
Zwei Jahre oder drei bei euch,
So iſt gewiß mein Herr ſchon tot,
Und ihr kommt leicht in ſolche Not,
Daß ihr in Sorgen und Elend
Mir Heiratsgut nicht ſpenden könnt
Und einem Mann mich nicht könnt geben:
So muß ich ſo verlaſſen leben,
Daß ich viel lieber wäre tot.
Fern bleibe von uns ſolche Not!
Nichts ſoll mehr unſer Glück vertreiben,
Der liebe Herr ſoll unſer bleiben
Und noch ſo lange bei uns leben,
Bis man mich einem Mann gegeben,
Der reich iſt und auch meiner wert.
Dann iſt erfüllt, was ihr begehrt;
Und glaubt, daß mir es wohl behagt,
Wie mir's das Herz ſchon lang geſagt.
Wird er mir lieb, ſo ſchafft es Not,

Wird er mir leid, so bringt's den Tod.
Denn immer trage ich dann Leid
Und bin für Zeit und Ewigkeit
Von allem Glück geschieden
Durch alles, was hienieden
Des Weibes Glück zerstöret
Und ihm die Freude wehret.
Nun sorgt, daß künftig mir beschert
Ein Glück sei, das sich nie verzehrt.
Mich wirbt ein freier Bauersmann,
Und gern gehörte ich ihm an.
Dem sollt ihr mich zum Weibe geben,
So ist gar wohl bestellt mein Leben.
Ihm grünen üppig stets die Saaten,
Sein Hof ist ihm so wohlberaten,
Ihm stirbt auch weder Roß noch Rind,
Ihn müht auch nicht ein weinend Kind.
Bei ihm ist's nie zu heiß, zu kalt,
Da machen Jahre niemand alt,
Da wird der Alte wie ein Junger,
Da giebt es weder Frost noch Hunger.
Da kennt kein Leid man, keinen Schmerz,
Die Freude nur erfüllt das Herz.
Zu diesem Manne will ich ziehn.
Aus solchem Hause muß ich fliehn,
Das Feuer frißt und Hagel schlägt,
Die wilde Flut von dannen trägt,
In dem man ringt und immer rang.
Was man dran wirkte Jahre lang,
Nimmt oft hinweg ein halber Tag,
So viel man sich auch mühen mag.
Verlassen will ich solches Haus,
Verwünscht sei all der Schreck und Graus!
Gönnt ihr mir Gutes nun und Ehren,
So laßt mich wiederkehren
Zu unserm Herren Jesus Christ,
Des Gnade also mächtig ist,
Daß nimmer sie vergehen kann;
Und auch mir Armen trägt sie an
So große Lieb und treuen Sinn

Wie einer reichen Königin.
Ich will gewiß durch eigne Schuld
Aus eurer viel getreuen Huld
Niemals mich reißen, will es Gott.
Es ist sein Will' und sein Gebot,
Daß ich euch bleibe unterthan,
Durch die das Leben ich empfahn.
Das leist' ich wahrlich ohne Reue,
Doch darf ich auch die Treue
Nicht an mir selber brechen.
Denn also hört' ich sprechen:
Wer andern Menschen dienet so,
Daß er noch selber wird unfroh,
Und wer den andern krönet
Und selbst dabei sich höhnet,
Der hat der Treu' ein Teil zuviel.
So gern ich euch auch folgen will
Und alle Treu' euch leiste,
Schuld' ich doch selber mir das meiste.
Und wollt ihr nehmen mir mein Heil,
So müsset ihr vielleicht ein Teil
Noch mehr in Sorgen um mich weinen.
Ich möchte untreu nicht erscheinen
An dem, was ich mir schuldig bin.
Ich sehne ewig mich dahin,
Wo Freuden sich nicht mindern.
Freut euch an euren Kindern,
Den andern, die euch Gott geschenkt:
Um mich nicht weiter euch bedenkt.
Denn niemand hindert mich, durch Sterben
Dem Herrn und mir Heil zu erwerben.
Lieb Mutter, jüngst noch klagtest du
Und sprachst, du findest nimmer Ruh,
Sollt'st du an meinem Grabe stehn.
Nun sieh, das soll auch nicht geschehn.
Du stehst an meinem Grabe nimmer,
Denn wo ich scheiden soll für immer,
Dahin läßt man dich doch nicht gehn,
Denn es muß zu Salern geschehn.

Vom Tode einſt geneſen wir,
Und ich weit beſſer noch als ihr!“ [1])
Als ſie nun ſahen, wie das Kind
Dem Tod zuſtrebte ſo geſchwind,
Und weisheitsvoll zu ihnen ſprach
Und menſchlich Recht ſo ganz zerbrach,
Da ward es ihnen bald bekannt,
Daß ſolche Weisheit und Verſtand
Doch nimmer könnt' in Kindermund
Verkünden eine Zung' zur Stund.
Sie ſprachen: Seht, der heil'ge Geiſt
Iſt's, der ſie alſo reden heißt,
Der in St. Nicolaus ſich regte,
Als man ihn in die Wiege legte
Und ihn die Weisheit lehrte,
Daß er zu Gott ſich kehrte
In kindlich reiner Herzensgüte.[2])
So dachten ſie auch im Gemüte,
Daß ſie ſie nimmer wollten
Und nimmer wenden ſollten
Von dem, was ſie ſich vorgenommen:
Ihr ſei ſolch Wille von Gott gekommen.
Vor Jammer ward ganz kalt ihr Leib,
Als jetzt der Meier und ſein Weib
An ihrem Bette ſaßen
Und ganz und gar vergaßen
Ob ihres Kindes Minne
Des Redens und der Sinne.
Sie konnten nicht ein Wort mehr ſprechen,
Die Mutter fühlt' ihr Herze brechen.
So ſaßen traurig ſie die Nacht,
Bis ſie am Ende ſich bedacht,
Wozu das Trauern diene;
Da es unmöglich ſchiene,

1) Ordne überſichtlich die Gründe, welche das Mädchen für ihren Entſchluß anführt. Welche Einwände müſſen wir gegen dieſe Rede eines Kindes machen? Hat der Dichter ſolche ſelbſt gefühlt? S. V. 827 ff.

2) Anſpielung auf die Legende vom heil. Nikolaus, daß er ſchon als Säugling Enthaltſamkeit geübt habe, indem er nur einmal in der Woche Nahrung verlangte.

Ihr Mut und Willen zu erschüttern,
So sprachen sie mit Zittern,
Das Beste sei's, daß sie's ihr gönnten,
Da sie doch nimmer könnten
Das Mägdlein schöner sterben sehn.
Und willig kam's aus beider Munde,
Daß froh sie wären dieser Stunde.
Da freute sich die reine Magd
Und eilte, da es kaum getagt,
Zur Kammer, wo ihr Herr noch schlief.
Sein traut Gemahl ihn fröhlich rief
Und sprach zu ihm: „Herr, schlafet ihr?"
„Nein, klein Gemahl, doch sage mir,
Wie kommst du zu so früher Zeit?"
„Ach, Herr, mich zwingt die Traurigkeit
Um euer Wohl zu jeder Frist."
Er sprach: „Gemahl, wie leid dir ist
Mein Siechtum, zeigst du täglich mir,
Gott lohne deine Liebe dir;
Doch Hilfe giebt es nicht auf Erden."
„O wahrlich, euch soll Hilfe werden,
Mein lieber Herr, nun laßt euch sagen,
Da ihr so sehr nicht seid geschlagen,
Daß niemand euch mehr helfen mag,
So will ich säumen keinen Tag.
Ihr habt uns, Herr, doch selbst gesagt,
Wenn sich nur fände eine Magd,
Die gern für euch den Tod erlitt,
Ihr würdet wohl erlöst damit.
Die will ich, weiß Gott, selber werden:
Ihr seid mehr wert als ich auf Erden."
Ihr dankte da der edle Herr
Für ihren guten Willen sehr.
Bald fühlt' die Augen er im Stillen
Vor Rührung sich mit Thränen füllen.
Er sprach: „Gemahl, es ist der Tod
Nicht eine gar so sanfte Not,
Als du vielleicht dir hast gedacht.
Du hast den Glauben mir gebracht:
Vermöchtest du's, du hülfest mir.

Und das genügt mir schon von dir!
Ich sehe deinen holden Sinn,
Dein Will' ist rein, dein Wunsch so kühn,
Mehr will ich nicht von dir begehren:
Du kannst mir nimmer das gewähren,
Davon du jetzt gesprochen leicht.
Die Treue, die du mir erzeigt,
Die lohne dir der ew'ge Gott.
Das würde wohl der Leute Spott,
Wollt' ich für diese Krankheit noch
Gebrauchen Arzenei, da doch
Nichts anders könnte mehr geschehn,
Als wie es soll und muß ergehn.
Gemahl, du handelst wie ein Kind,
Die allzu rasches Mutes sind:
Was ihnen kommt in ihren Sinn,
Bringt's Schaden, oder bringt's Gewinn,
Danach steht immer ihr Begehr;
Dann aber reut sie's oft gar schwer.
Gemahl, dein Thun ist Kinderspiel:
Du redest, wie dein Herz es will.
Wenn's jemand von dir fordern wollte
Und man's zu Ende bringen sollte,
Es reute dich gewißlich doch."
So möchte sie sich besser noch
Bedenken, bat er herzlich sie:
„Und deiner Eltern Liebesmüh'
Vermag ihr Kind nicht zu entbehren;
Ich darf nicht Leid für sie begehren,
Die so viel Liebes an mir thaten.
Was sie dir beide raten,
Mein lieb Gemahl, das, bitt' ich, thu."
Und damit lächelt' er in Ruh,
Denn wenig er sich des versah,
Was später dennoch hier geschah.
So sprach er zu der Trauten.
Die Eltern aber schauten
Ihn an und sprachen: „Lieber Herr,
Ihr habt uns allezeit so sehr
Geliebet und geehret:

Wir wären schlecht belehret,
Vergälten wir's mit unserm Gut
Euch nicht. Nun will das Kind sein Blut
Für euch hingeben, unsern Herrn,
Und wir gewähren's ihr auch gern.
Heut ist es nun der dritte Tag,
Daß sie in Thränen vor uns lag,
Wir sollten ihr den Wunsch erfüllen:
Nun hat sie endlich ihren Willen.
Gott helfe euch zu bessern Tagen
Durch sie, der wir für euch entsagen."
Da sein Gemahl ihm ihren Tod
Für seine Krankheit willig bot
Und ihren Ernst man klar ersah,
Groß Ungemach erhob sich da
Mit kläglicher Gebärde.
Gar traurige Beschwerde
Und Schmerzen drangen auf sie ein,
Den kranken Herren mit den Drein.
Der Vater und die Mutter, ach,
Erhoben um sie laute Klag'.
Sie hatten wohl das Weinen not
Um ihres lieben Kindes Tod,
Auch mußt' bedenken stets aufs neu'
Der Herr die große Kindestreu'.
So griff auch ihn die Rührung an,
Daß laut zu weinen er begann
Und Zweifel ihm das Herz ließ schlagen,
Ob er's müßt' lassen oder wagen.
Es weint' in Sorgen auch die Magd;
Sie wähnt', er wäre dran verzagt.
Sie waren aller Freuden bar,
Um Trost war ihnen bange gar.
Endlich ermannte sich der Herr.
Der arme Heinrich seufzte schwer
Und dankt' aus innerstem Gemüte
Den Drei'n für ihre Treu' und Güte.
Die Jungfrau aber ward gar froh,
Daß ihm das Herz sich wandte so.
Er sprach, er wollt' ihr folgen gern

Und rüstete sich gen Salern.
Der Jungfrau aber ward bereitet,
Was würdig sie dahin geleitet:
Die schönsten Rosse, Kleider reich
Von Sammt und Hermelin, zugleich
Der beste Zobel, den man fand,
Das ward des Kindes Festgewand.
Wer könnt' es wohl aussagen,
Das Herzeleid und Klagen,
Der Mutter grimme Schmerzen,
Die Not im Vaterherzen?
Das war den Eltern beiden
Ein allzu bittres Scheiden,
Da sie ihr liebes Kind zur Stund
Hinsenden mußten noch gesund
Auf ewig in den grimmen Tod.
Und doch besänftigt' ihre Not
Die reine Gottesgüte,
Durch die auch dem Gemüte
Der jungen Maid der Wille kam,
Daß sie den Tod gern auf sich nahm.
Da alles ohn' ihr Thun gekommen,
So ward von ihnen auch genommen
Der Klagen und des Jammers Schwere.
Ein Wunder sonst gewesen wäre,
Daß ihnen nicht das Herze brach.
Zur Freude ward ihr Ungemach,
Daß fürderhin sie keine Not
Mehr litten um des Kindes Tod.
So fuhr denn nach der Stadt Salern
Die treue Magd mit ihrem Herrn.
Es trübt des Herzens Fröhlichkeit
Nichts mehr, als daß der Weg so weit,
Daß ihr so lang das Licht noch schien.
Und als er sie gebracht dahin,
Wo er den Meister wohlbekannt,
Wie er gedachte, wiederfand,
Ward's dem gar fröhlich angesagt,
Gefunden wäre jetzt die Magd,
Die einst er ihn gewinnen hieß.

Zugleich er ihn sie sehen ließ.
Den däuchte das unglaublich schier.
Er sprach: „Mein Kind, und hast du dir
Solch Willen wohl auch klar gemacht?
Wie? hat zu dem Entschluß gebracht
Dich Wunsch und Drohen deines Herrn?“
Die Jungfrau sprach, sie thu' es gern:
Aus ihrem eignen Herzen sei
Der Wunsch gekommen, frank und frei.
Groß Wunder däucht' ihn das, und fern
Nahm er besonders sie vom Herrn
Und fragt' sie auf die Seligkeit,
Ob nicht ihr Herr in seinem Leid
Solch Reden hätt' ihr aufgedroht.
Dann sprach er: „Kind, es ist dir not,
Daß du dich mehr noch kümmerst drum,
Was dir bevorsteht — hör', warum.
Wenn du den Tod nun leiden mußt
Und nicht von Herzen gern es thust,
So ist dein junges Leben hin
Und bringt doch keinen Deut Gewinn.
Verschließ' vor mir nicht deinen Mund:
Was dir geschieht, thu' ich dir kund.
Ich muß dich ausziehn, nackt und bloß;
Da wird die Pein der Scham dir groß.
Ich binde dich an Bein und Armen:
Fühlst du mit deinem Leib Erbarmen,
Bedenke, Mädchen, diese Schmerzen!
Ich schneide dich bis tief zum Herzen
Und reiß' es lebend noch aus dir.
Nun, Mädchen, sprich und sage mir,
Wie es mit deinem Mute steh';
Geschah doch keinem Kind so weh,
Als dir von mir nun muß geschehen.
Daß ich es thun muß und es sehen,
Das macht mir Angst und Not genug.
Bedenk' nun selber bei dir klug:
Gereut dich's auch nur Haares breit,
So hab' ich meine Arbeit
Und du den jungen Leib verloren.“

So ward um alles sie beschworen,
Daß fern sie bleibe solcher Pflicht,
Wär' felsenfest ihr Wille nicht.
Die Jungfrau aber lachend sprach,
Da sie erfuhr, daß an dem Tag
Ihr helfen sollte noch der Tod
Aus aller Welt- und Erdennot:
„Gott lohn' euch, lieber Herr, daß ihr
So ganz und gar und treulich mir
Die volle Wahrheit habt gesagt.
Nun bin ich wahrlich doch verzagt:
Ein Zweifel mir das Herz erregt;
Euch sei's geklagt, was mich bewegt.
Mir bangt jetzt, unser Unternehmen
Möcht' euer zager Mut noch lähmen,
Daß es gar unterbleibe!
Eu'r Reden ziemte einem Weibe.
Ihr seid des Hasen Spielgenoß
Und eure Angst ist viel zu groß
Um mich, daß ich nun sterben soll.
Wahrhaftig, Herr, ihr thut nicht wohl
Bei eurer großen Meisterschaft.
Ich bin ein Weib, doch hab' ich Kraft:
Wagt ihr nur mich zu schneiden,
Ich wag' es wohl, zu leiden.
Die Angst und bittre Todesqual,
Davon ihr mir erzählt zumal,
Die hab' ich wohl von euch vernommen;
Doch wär' ich wahrlich nicht gekommen,
Wüßt' ich so fest nicht meinen Mut,
Daß ich vergießen könnt' mein Blut
Und alle Leiden gern erdulden.
Mir ist von euren Hulden
Die bleiche Farbe ganz genommen
Und also fester Mut gekommen,
Daß ich nicht ängstlicher hier steh',
Als wenn ich froh zum Tanze geh'.
Die Not kann doch so groß nicht sein,
Die einen Tag nur währt; ich mein',
Daß ich für's ew'ge Leben

Den einen Tag wohl könnte geben.
Euch kann an meinem festeu Willen
Kein Zweifel mehr das Herz erfüllen.
Könnt ihr dem Herrn Gesundheit geben
Und mir zugleich das ew'ge Leben,
Um Gotteswillen, thut's beizeit.
Laßt sehn, ob ihr ein Meister seid.
Ihr sollt noch reizen mich dazu.
Ich weiß es wohl, um wen ich's thu'.
In dessen Namen es geschieht,
Der unsre guten Dienste sieht
Und läßt sie ungelohnet nicht.
Ich weiß wohl, daß er selber spricht,
Wer große Dienste leiste,
Des Lohn sei auch der meiste.
Drum halt' ich diesen grimmen Tod
Auch nur für eine süße Not
Um solch gewissen Himmelslohn.
Ließ' ich die reiche Himmelskron',
So wär' zu thöricht doch mein Sinn,
Da ich so arm geboren bin."[1])
Nun sah er, daß unwandelbar
Und ohne Reu' ihr Wille war.
Noch einmal führt' er sie sodann
Hin zu dem armen siechen Mann
Und sprach zu ihrem Herren:
„Dem Zweifel laßt uns wehren,
Zum Werke sei die Magd nicht gut!
Nun habt Vertrau'n und guten Mut.
Ich mache bald euch ganz gesund."
Hin führt' der Meister sie zur Stund
In sein geheimes Arbeitszimmer,
Damit ihr Herr es sähe nimmer,
Verschloß vor ihm sogleich die Thür
Und warf noch einen Riegel für:
Er wollte nicht, daß er es seh',
Wie's nun mit ihr zu Ende geh'.

1) Da ich auf Erden nichts zu erwarten habe, so wäre es thöricht, auch den himmlischen Reichtum aufzugeben.

In einer Kemenaten,
Die er gar wohl beraten
Mit Arzenein für jung und alt,
Hieß er die Jungfrau alsobald
Vom Leibe ziehn der Kleider Zier.
Drob ward sie froh und fröhlich schier.
Sie riß die Näte gleich entzwei
Und war bald ihrer Kleider frei.
Als sie der Meister nun ansah,
In seinem Herzen fühlt' er da,
Wie sehr ihn dauerte die Maid,
Daß Herz und Mut vor Traurigkeit
Ihm beinah wären noch verzagt.
Da sah die gute, reine Magd
Gar einen hohen Tisch da stehn,
Auf den hieß sie der Meister gehn.
Alsbald er fest darauf sie band
Und nahm ein Messer in die Hand,
Das nahe lag, gar lang und scharf,
Des man für solches Werk bedarf.
So guten Stahl das Messer trug,
Dem Meister war's nicht scharf genug.
Ihn jammerte die große Not;
Er wollt' ihr lindern noch den Tod.
Nun lag ein guter Wetzstein auch
Ganz nahe bei, wie noch der Brauch.
Auf dem hub jetzt zu streichen an
Gar langsam der bedrückte Mann.
Das Wetzen aber hörte,
Der ihre Freude störte,
Der arme Heinrich vor der Thür.
Und als das Wetzen drang herfür,
Da klagt' und trauert' er gar sehr,
Daß er das Mägdlein nimmermehr
Lebendig sollte sehen.
Er hub zu suchen an und spähen,
Bis endlich in der dünnen Wand
Sein Aug' ein kleines Löchlein fand.
Da sah er durch den schmalen Spalt
Sie auf dem Tisch gebunden bald.

Sie war so hold, so jung und schön:
Da mußt' er reuig sich ansehn,
Und anders ward ihm da zu Mut.
Ihn däucht', es sei wohl nimmer gut,
Wie ihm bisher das Herz gesinnt.
Und so verwandelt' er geschwind
Den alten eigensücht'gen Sinn
Und gab sich neuem Fühlen hin.
Er sprach: „Das war unklug Beginnen,
Daß wider den in trotz'gen Sinnen
Du leben wolltest einen Tag,
Dem niemand doch entrinnen mag.
Du weißt fürwahr nicht, was du thust,
Da du doch einmal sterben mußt,
Daß du dies jammervolle Leben,
Das Gott allein dir hat gegeben,
Nicht willig willst zu Ende tragen,
Zumal du sicher nicht kannst sagen,
Ob dich erlöst des Kindes Tod.
Was dir beschert der liebe Gott,
Das laß dir alles auch geschehn.
Ich will des Kindes Tod nicht sehn!"
Sogleich war der Entschluß gefaßt.
Er pochte an die Wand mit Hast
Und bat: „Laßt mich sogleich hinein!"
Der Meister sprach: „Das kann nicht sein,
Mir fehlt die Muße jetzt dazu,
Daß ich euch auf die Thüre thu'."
„Nein, Meister, höret nur ein Wort!"
„Wie kann ich? Wartet ruhig dort,
Bis es geschehn." „Ach, Meister, nein,
Hört mich, es muß vor dem noch sein!"
„Nun sagt mir's denn durch diese Wand!"
„Ach nein, so ist es nicht bewandt."
Da öffnet' endlich er die Thür.
Der arme Heinrich trat herfür,
Wo sein Gemahl gebunden lag.
Zum Meister alsobald er sprach:
„Dies Mägdlein ist so wonniglich,
Wahrhaftig, nimmermehr kann ich

Ihr jämmerliches Ende sehn.
Des Ew'gen Wille soll geschehn.
Heißt sie vom Tische sich erheben;
Das Silber will ich gern euch geben,
Das ich euch bot für eure Müh'.
Nur laßt, ich bitt', am Leben sie!"
Als nun die edle Maid gewahrt,
Daß ihr das Sterben sei erspart,
Da traf ihr Leid des Herzens Mitte.
Sie brach all' ihre Zucht und Sitte:
Sie jammerte und raufte sich,
Ihr Anblick war so jämmerlich,
Daß niemand sie wohl angeschaut,
Der nicht mit ihr geweinet laut.
Gar bitterlich sie schrie und sprach:
„O weh mir Armen, weh und ach!
Wie soll es mir ergehen,
Muß ich verloren sehen
Die reiche Himmelskrone?
Die wäre mir zum Lohne
Verlieh'n um diese kurze Not.
Nun bin ich erst in Wahrheit tot.
O weh, gewalt'ger Herre Christ,
Welch' Ehre uns genommen ist,
Dem Herren mein, dazu auch mir!
Ach, er verliert und ich verlier'
Die Ehreu, die uns zugedacht.
Denn wäre dieses Werk vollbracht,
Wär' er erlöst von seiner Pein,
Und ich dürft' ewig selig sein!"
So bat und fleht' sie um den Tod.
Nie macht' die Furcht ihr solche Not,
Daß sie vergeblich bäte.
Und als sie merkt', daß niemand thäte
Nach ihrem Wunsch, erging ein Schelten.
Sie sprach: „Ich muß entgelten,
Daß furchtsam ist mein Herr und zage.
Es ist wohl eine falsche Sage,
Ihr wäret tapfer, treu und gut
Und hättet festen Mannesmut.

Gott helfe mir, das ist gelogen,
Die Welt ist ganz an euch betrogen!
Ihr wart es alle eure Tage
Und seid auch noch ein rechter Zage.
Das merk' ich dabei wohl genau,
Daß ich zu leiden mich getrau',
Was ihr euch scheut zu dulden.
Was mocht es denn verschulden,
Daß ihr erschrakt, als man mich band?
Es war doch eine dicke Wand
Noch mitten zwischen euch und mir?
Ach, lieber Herr, so könnet ihr
Nicht einen fremden Tod ertragen?
So muß ich kund euch thun und sagen,
Daß niemand mehr für euch was thut,
Es sei euch noch so nütz und gut!"
So viel sie auch verwünscht' und bat
Und manchen bösen Fluch auch that,
Es wollt' nach Wunsch sich nicht gestalten,
Sie mußt' ihr Leben doch behalten.
Und wie das Schelten auch erging,
Der arme Heinrich es empfing,
Wie es ein guter Ritter soll,
Der Zucht und edler Sitte voll.
Und als der gnadenlose Mann
Mit neuen Kleidern angethan
Die Maid und auch den Arzt bedacht,
Wie zwischen ihnen ausgemacht,
Da fuhr er schnell ins Heimatland.
Und was er klar zuvor erkannt,
Daß er von dieser Stunde
Aus aller Leute Munde
Nichts hören werd' als Hohn und Spott,
Das stellt' anheim er seinem Gott.
Nun hatte sich die gute Magd
Verweint so sehr und so verklagt,
Daß sie ganz nahe war dem Tod.
Da sah die Treu und auch die Not,
Der aller Menschen Herzen kennt,
Vor dem kein Herz sich sicher wähnt,

Kein Herzensthor verschlossen ist.
Durch solche gnadenreiche List
Wollt' er versuchen nur das Paar,
Wie's Hiob auch ergangen war.
Da zeigte unser heil'ger Christ,
Wie lieb ihm das Erbarmen ist,[1])
Und schied sie alle beide
Von allem ihrem Leide
Und macht' den Herrn von dieser Stund'
Ganz rein und wieder ganz gesund.
Herr Heinrich ward auf seinem Wege
Durch unsres Herrgotts eigne Pflege
So schön und war so ganz genesen,
Daß er nicht blühender gewesen
Vor mehr als zwanzig Jahren.
Da sie so glücklich waren,
Entbot er in sein Heimatland
All denen, die er dort gekannt,
Was ihm von Gottes großer Güte
Geschehn, daß sie auch im Gemüte
Des Glücks sich freuten und ihn priesen,
Der solche Gnade ihm erwiesen.
Die von der Heimkehr jetzt vernahmen,
Die besten seiner Freunde kamen
Ihn festlich zu empfangen
Geritten und gegangen
Entgegen ihm wohl bei drei Tagen.
Sie glaubten keinem Hörensagen,
Bis ihre eignen Augen sah'n
Die Wunder, die heimlich geschah'n
Durch Gott an seinem schönen Leibe.
Vom Meier und seinem Weibe
Wird jedermann wohl glauben,
Will er ihr Recht nicht rauben
Daß sie daheim nicht blieben.
Sie ist noch nie beschrieben,
Die Freude, die sie hatten,

1) Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Matth. 5, 7.

Und wie sie Gott beraten
Mit holder Augenweide:
Die gaben ihnen beide,
Ihr liebes Kind mit ihrem Herrn.
Als sie die sahen nun von fern,
Daß sie gesund und blühend waren,
Da wußten sie nicht, wie gebahren.
Ihr Gruß ward ihnen gar erschwert
Von seltnen Sitten, wie ich hört':
Ihr herzlich Lieben war so groß,
Daß auf ihr frohes Lachen floß
Ein Regen aus den Augen.
Was sollt' mir Lügen taugen?
Ihr Töchterlein sie küßten doch
Wohl etwas mehr als drei Mal noch.
Auch grüßten sie die Schwaben
Mit reichen Freudengaben:
Aus warmem Herzen kam ihr Gruß.
Gott weiß, den lieben Schwaben muß
Ein jeder Brave zugestehn,
Der sie daheim bei sich gesehn,
Daß bessrer Wille nirgends war.
Wie seiner Landsleut' biedre Schar
Bei seiner Heimfahrt ihn empfangen
Und wie es ihm danach ergangen,
Was soll ich davon sagen mehr?
Er ward viel reicher denn vorher
An Güte und an Ehren.
Und froh sah man ihn kehren
Sein ganzes Herz zu seinem Gott.
Gar emsig that er sein Gebot,
Viel besser, als er vordem that.
Drob ehrt man ihn noch früh und spat.
Der Meier und die Meierin,
Die hatten auch gewiß um ihn
Verdient viel Ehr' und reiches Gut.
Bei seinem treuen Edelmut
Am besten ihre Sache stand.
Er schenkte ihnen all das Land,
Das weite Waldgereute,

Den Boden und die Leute,
Wo er als Siecher einſt gelegen.
Da konnt' ſein klein Gemahl er pflegen
Mit reiner Güt' in guter Ruh'
Und aller Herzlichkeit dazu,
Wie ſeine Gattin und noch mehr.
So wollt' es ſeine Pflicht und Ehr'.
Doch bald begannen ihm die Weiſen
Zu raten und ihm anzupreiſen
Heirat und ehelichen Bund,
Doch ward kein ein'ger Rat ihm kund.
Da ſagt' er ihnen ſein Begehren.
Er wollte, wollten ſie's nicht wehren,
Ringsum nach ſeinen Freunden ſenden,[1])
Die Sach' mit ihnen zu beenden,
Wozu ſie ihm auch rieten.
So hieß er bitten und entbieten
Von allenthalben gute Freund',
Und als er alle ſie vereint,
Da that er ſeine Rede kund.
Sie ſprachen all' aus einem Mund:
Es wäre recht und an der Zeit.
Doch hub ſich noch ein großer Streit;
Ein jeder wollt' beraten ihn,
Und der riet her und der riet hin,
Wie ſtets die Leute thaten,
Die jemand ſollten raten.
Daß ſolcher Rat ſehr mißlich war,
War bald dem armen Heinrich klar.
Er ſprach: „Euch iſt wohl allen kund,
Daß ich noch beinah bis zur Stund
Wohl jedermann zuwider war,
Ein Spott der Leute ganz und gar!
Jetzt ſcheut mich weder Mann noch Weib!
Denn wieder gab geſunden Leib
Mir unſres Gottes Machtgebot.

1) Die Heirat war öffentliche Angelegenheit, bei welcher die Mannen gehört und ev. um ihren Beiſtand gebeten werden mußten. Vgl. Nibel. 49. 1083 u. a. Kudr. 8. 210 ff. u. a.

Nun ratet alle mir, bei Gott,
Der solche Huld gewähret mir,
Was ich ihm schuldig bin dafür."
Sie sprachen: „Ernstlich wollt bedenken,
Ihm alles, Gut und Blut, zu schenken,
Mit Leib und Seel' ihm stets zu dienen."
Sein traut Gemahl stand nah bei ihnen,
Die sah er freundlich an und nahm
Sie in die Arme wonnesam
Und sprach: „Euch ist wohl angesagt,
Daß mir durch diese gute Magd,
Die ihr hier bei mir sehet stehn,
Heil und Erlösung ist geschehn.
Sie ist so frei,[1]) als ich es bin.
So rät mir denn mein Herz und Sinn,
Daß ich sie mir zum Weibe wähle,
Will's Gott, zum Heil für Leib und Seele.
Zum Weib denn will ich sie allein.
Und, wahrlich, wenn das nicht kann sein,
So will ich sterben ohne Weib,
Weil sie allein mir Ehr' und Leib
Erlöset hat aus großem Schaden.
Bei unsres Herren Huld und Gnaden
Bitt' ich euch darum alle,
Daß es euch wohl gefalle."
Und alle sprachen, arm und reich,
Gar froh aus einem Munde gleich,
Es wäre ganz nach Recht und Fug.
Da waren Pfaffen auch genug,
Die sie zum Weib ihm gaben bald.
Sie lebten lang und wurden alt
Und fuhren endlich auch zugleich
Ins ew'ge, sel'ge Himmelreich.
So mög' es auch uns allen
Zuletzt im Himmel wohlgefallen:
Zum Lohn, den sie bekamen,
Woll' Gott uns gnädig helfen. Amen!

1) S. V. 1368 ff. Der freie Bauer war ebenbürtiger als der dienende Ritter. Vgl. Ivo und Frida in Freitags „Brüdern v. d. H."

Iwein.

Swer (jeder der) an rehte güete (wahren Wert)
wendet sîn gemüete,
dem volget sælde und êre. (Glück und Ruhm)
des gît (davon giebt) gewisse lêre
künec Artûs der guote, (treffliche)
der mit rîters muote (Gesinnung)
nâch lobe kunde strîten. (Ruhm zu erwerben verstand)
. . . . . .
ein rîter, der gelêret was
unde ez an (in) den buochen las,[1])
swenner (immer wenn er) sîne stunde
niht baz bewenden (anwenden) kunde,
daz er ouch tihtennes (der Dichtkunst) pflac
(daz man gerne hœren mac,
dâ kêrt er sînen vlîz an:
er was genant Hartman
und was ein Ouwære)
der tihte (dichtete) ditz mære.
Ez hete der künec Artûs
ze Karidôl în sîn hûs
zeinen pfingesten geleit (auf einen Pfingsttag gelegt)
nâch rîcher gewonheit
ein alsô schœne hôchzît (Fest)
daz er vordes noch sît (weder vorher noch nachher)
deheine (keine) schœner nie gewan.
deiswâr (wahrlich) dâ was ein bœser (schlechter) man
in vil swachem werde: (in geringem Ansehen)[2])

1) s. Armer Heinrich V. 1 ff.
2) s. Meier Helmbrecht V. 919 ff.

wan sich gesament (sich versammelte) ûf erde
bî niemens zîten anderswâ
sô manec guot ritter alsô (als) dâ.
. . . . . .
Artûs und diu künegin,
ir ietwederz under in (sie alle beide)
sich ûf ir aller willen vleiz. (beflissen sich, es allen recht zu machen).
dô man des pfingestages enbeiz, (gegessen hatte)
mänlich im die vreude nam (erfreute sich jeder)
der in dô aller beste gezam.[1]) (wie es ihm am besten gefiel)
dise sprâchen wider diu wîp, (unterhielten sich)
dise banecten (übten) den lîp,
dise tanzten, dise sungen (sangen)
dise liefen, dise sprungen (sprangen)
dise schuzzen zuo dem zil,
dise hôrten seitspil (Saitenspiel)
dise von seneder arbeit (Liebesleid)
dise von grôzer manheit. (Ritterthaten)

Sechs Ritter saßen zusammen und erzählten sich Abenteuer. Die Königin, welche sich mit Artus zurückgezogen hatte, hörte dies und kam leise hinzu. Kalogreant, der Erzähler, bemerkte sie allein, sprang auf und empfing sie nach ritterlicher Zucht. Die übrigen empfanden es schmerzlich, daß ihnen die Ehre entgangen war. Auf Bitten der Königin fuhr Kalogreant fort zu erzählen: „Einst ritt ich auf Abenteuer aus. Da kam ich in eine Burg, in welcher mich der Wirt und seine Tochter, eine wunderschöne Jungfrau, ritterlich empfingen und herrlich bewirteten. Als ich am andern Tage tiefer in den Wald ritt, fand ich ein breites Gereute, auf welchem alle wilden und furchtbaren Tiere sich tummelten, von denen man je gehört hat. Ihr Wächter war ein wilder, furchtbar aussehender Mann, der selbst einem Ungeheuer glich. Ich redete ihn beklommen an und hörte zu meinem Troste, daß die Tiere mir ohne den Willen ihres Herrn nichts zu leide thäten. Als ich ihm gesagt hatte, daß ich Abenteuer suche, wurde ich von ihm zu einem Brunnen gewiesen, der nur drei Meilen davon liege. Neben ihm, fuhr er

1) s. Helmbrecht V. 906 ff.

fort, stehe eine Kapelle,[1]) und er sei von einer herrlichen Linde überschattet, in welcher die lieblichsten Vögel sängen. Aus den Ästen der Linde hänge ein goldenes Becken herab über einen kunstvoll gearbeiteten Stein. Da solle ich nur mit dem Becken Wasser aus dem Brunnen schöpfen und es über den Stein gießen. Ginge ich mit Ehren hervor aus allem, was dann geschehen werde, so verdiente ich den höchsten Preis.

Ich that, wie mir gesagt war. Sobald ich das Becken ausgegossen hatte, entstand ein fürchterliches Unwetter. Rings um mich wurde es Nacht, die Blitze zuckten und die Donner rollten, der Sturm brauste, und die Vöglein waren verschwunden. Mir vergingen schier die Sinne, und mit Bangen harrte ich aus. Da wurde es wieder hell, und bald lag alles in herrlichem Glanze wie vorher. Kaum aber war ich wieder zu mir gekommen, da sprengte ein zorniger Ritter heran, der mich zur Rede stellte, weshalb ich seine Vögel so verscheucht und seinen Wald so verwüstet hätte. Sogleich begann der Kampf, aber der lief schlimm für mich ab. Im Nu war ich vom Rosse gestoßen, welches der fremde Ritter triumphierend davonführte. Mühsam mußte ich zu Fuß die gastliche Burg wieder aufsuchen, in der man mich dann über mein Ungemach tröstete: Ich brauche darüber nicht zu trauern, da diesen Ritter niemand bestehen könne."

Als Kalogreant so gesprochen hatte, sprang Herr Iwein, sein Vetter, der mit zugehört hatte, auf und sagte, er sei entschlossen, das Abenteuer auch zu wagen und seinen Vetter zu rächen.

Unterdessen war auch Artus dazu gekommen, und als er die Märe gehört hatte, schwur er binnen 14 Tagen auch zu dem Brunnen ziehen zu wollen. Darüber ward Herr Iwein betrübt; er beschloß ihm zuvorzukommen und ritt alsbald heimlich mit einem auserlesenen Knappen davon.

Herr Iwein fand alles, wie Kalogreant gesagt hatte. Er goß das Wasser auf den Stein, durchlebte die Schrecken des Unwetters und stellte sich dem Ritter zum Kampfe. Diesmal aber war der Ausgang ein andrer. Nach gewaltigen Stößen und nachdem die Lanzen und Schilde zersplittert waren, verwundete Iwein seinen Gegner mit einem grimmen Schlage durch

1) Kapellen wurden gern über und neben Brunnen gebaut; vgl. Parz. 435, 6 ff. (IX, 40 meiner Ausgabe).

den Helm zum Tode. Im Vorgefühl seines Endes floh dieser seiner Burg zu. Iwein verfolgte ihn und blieb hart auf seinen Fersen. Der Eingang zur Burg war mit einem Schlagthor versehen, welches auf den Unkundigen, der hindurchritt, niederfiel und Stein und Eisen durchschneiden konnte. Der fliehende Ritter, der mit der Einrichtung vertraut war, kam, noch von einem letzten Schlage Iweins getroffen, hindurch. Zum Glück hatte sich dieser bei dem Schlage weit vornüber geneigt, und so schlug das Thor dicht hinter ihm nieder, schlug sein Pferd mitten durch und ihm selbst noch beide Sporen ab. Iwein selbst aber blieb verschont. Der Fliehende war sogleich noch durch ein zweites Thor geritten, welches hinter ihm zufiel, und so war Iwein plötzlich zwischen zwei Thoren eingeschlossen. Während er vergeblich nach einem Ausgange suchte und die Pracht der Burg bewunderte, öffnete sich eine kleine Thür, und zu ihm trat eine Jungfrau, welche ihm ankündigte, daß er unrettbar dem Tode verfallen sei, wenn sie ihm nicht helfe. Dies wolle sie thun, da er einst am Artushofe, wo sie wegen ihres unhöfischen Wesens verlacht worden sei, ihr freundlich begegnet wäre. Damit gab sie ihm einen Ring, der ihn unsichtbar machen konnte. Während sie noch sprachen, erhob sich der Lärm der rachedurstigen Burgbewohner. Sie verließ ihn, und die Kraft des Ringes bewährte sich. Soviel sie um ihn herum suchten und fluchten, er blieb ihnen verborgen. So gingen sie wieder hinein, und bald öffnete sich das Thor, und der erschlagene Herr der Burg wurde auf einer Bahre herausgetragen. Hinter derselben ging eine wunderschöne Frau, die trauernde Witwe. Sie raufte sich ihr Haar und schlug ihre Brust und klagte mit jämmerlicher Stimme. Herr Iwein wurde so gerührt, daß er gern zu ihr gesprungen wäre und sie getröstet hätte. Da fingen plötzlich die Wunden des Toten an zu bluten, wie sie das immer thun, wenn der Mörder an die Leiche des von ihm Erschlagenen tritt.[1]) Sobald das die Frau sah, rief sie: „Er ist dennoch hier und macht sich nur durch einen Zauber unsichtbar.“ Man begann von neuem zu suchen, während die Frau Gott ihr Leid klagte, zürnend, daß er den Mörder schütze. Aber alles war vergeblich, man trug schließlich den Toten zum Münster

1) vgl. im Nibelungenliede die Anwendung des Bahrrechts an der Leiche Siegfrieds.

und dann zu Grabe. Das Mädchen kam wieder zu Iwein und mahnte ihn auszuharren. Er aber wäre gern zu der Frau geeilt, deren Klagen er hörte, und hätte ihr seine Minnedienste angeboten. Hätte er sie nur sehen können! So wurde der erschlagene Ritter gar bald an ihm gerächt. Er hatte ihn zu Tod geschlagen, nun machte ihn seine Gattin durch die Minne todwund. Auf seine Bitte öffnete Lunete — so hieß das Mädchen — ein Fenster, durch welches er das Grab und die klagende Frau sehen konnte. Da konnte sich Iwein kaum noch zurückhalten, und heftig zürnte er der Minne, daß sie ihn in solch Ungemach geführt habe. Nun mußte er sie wieder an sich vorbei in das Haus gehen sehen und durfte sich nicht rühren. In großer Herzensnot saß er zwischen den zwei Thoren. Das Mädchen erschien wieder und wollte ihn nunmehr heimlich hinauslassen. Er aber fühlte sich durch zwei Gründe gefesselt: Er durfte nicht ohne Beweise seiner That an den Artushof zurückkehren, und mehr als alles hielt ihn die Minne fest; er konnte nicht gehen ohne zu der schönen Laudine gesprochen zu haben.

Als nun Lunete seine Not sah, führte sie ihn in ein verborgenes Gemach, erquickte ihn mit Speise und Trank und gelobte sich im Stillen, für ihn alles zu thun, was sie könne, und ihn, wenn möglich, zu ihrem Herrn zu gewinnen.

Sie kam zu ihrer Herrin und suchte ihren Sinn allmählich von dem großen Leid auf Hoffnungsgedanken zu lenken, daß ihr auch ein Ersatz für ihren toten Gemahl beschieden sein könne. So weit jene solche Gedanken auch von sich wies, so zeigte ihr doch Lunete endlich, daß sie sich sogar so schnell als möglich wieder vermählen müsse, da der König Artus binnen 12 Tagen mit seinen Edlen hier sein werde, um den Brunnen zu nehmen; dann sei niemand da, der ihr Land und Burg schütze, und sie müsse dann alles verlieren. Noch immer sträubte sich die junge Witwe, aber Lunete ging gerade auf ihr Ziel los und sagte ihr endlich, daß ein solcher Mann bereits gefunden sei, edler und stärker noch als der Gefallene. Als sie aber nun gestehen mußte, daß sie den Besieger ihres Gemahls meine, da wies sie ihre Herrin empört von sich. Sie ging traurig zu Iwein und berichtete von der Unzugänglichkeit Laudines. Diese aber bereute ihre Härte bald. In der Nacht wurde ihr Lunetens Rat immer einleuchtender, und als die Magd am Morgen wieder kam, da wurde sie freundlich empfangen, und bald war das Gespräch

wieder bei dem tapferen Sieger. Je mehr sie sprachen, um so begieriger wurde die Frau, ihn zu sehen, und als sie hörte, es sei Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, da konnte sie die Zeit kaum erwarten. Vier Tage, welche Lunete Frist gab, schienen ihr zu lang, die schnellsten Boten sollten ausgesandt werden, damit er schon in zwei Tagen bei ihr sein könne. Die kluge Lunete ordnete alles, die Boten machte sie sich zu Bundesgenossen, und nach zwei Tagen, während welcher sie den Ritter aufs beste verpflegte, meldete sie ihrer Herrin seine Ankunft.

Als nun Iwein der geliebten Frau gegenüberstand, wagte er kein Wort zu sagen. Endlich legte er ihr Leib und Leben zu Füßen und erklärte, daß er gern den Tod durch sie erlitte. Sie aber hielt nicht länger mit ihren Empfindungen zurück und gestand freimütig, daß sie ihn sich zum Herren erwählt habe. So wurde das Verlöbnis geschlossen. Sie gingen in den Palas, und alle, die sie sahen, sagten: „Wer hat uns diesen Ritter geschickt? Ihn soll unsre Herrin nehmen.“ [1]) Darauf ließ sie allen ihren Leuten durch den Truchseß ihren Entschluß verkündigen, und alle wurden froh und wünschten ihr Heil, besonders als sie hörten, daß König Artus kommen wolle, den Brunnen wegzunehmen. Da waren Pfaffen genug zur Hand, die sie ihm sogleich zum Weibe gaben,[2]) und niemals wurde ein schöneres und glücklicheres Paar vermählt. Der „Brautlauf“ [3]) hub an, herrliche Festtage wurden gefeiert, Turniere wechselten mit Tafelfreuden, bis Artus Ankunft zum Brunnen gemeldet wurde.

Als der König den Stein begossen und das Unwetter ausgetobt hatte, erschien Iwein herrlich gerüstet auf dem Platze. Keie, der tadelsüchtige und prahlerische Seneschall [4]) Artus', hielt ihm gegenüber. Mit dem ersten Anlaufe stieß ihn Iwein vom Rosse, zur heimlichen Freude der übrigen. Er nahm das Pferd als seine Beute und führte es vor Artus, indem er ihn aufforderte, andere Kämpfer zu stellen, die es ihm streitig machten. Artus fragte, wer er sei, und er gab sich ihm freudig zu erkennen. Da war die Freude noch größer über Keies Fall, und

1) vgl. Arm. H. zu V. 1381 ff.
2) vgl. Helmbr. V. 1393 ff., A. H. V. 1433 ff.
3) ursprünglich das Einholen der Braut, dann die Hochzeitsfeierlichkeiten überhaupt.
4) vgl. Parz. 151, 21 ff. 293, 19 ff. (III, 1000 ff. VI, 284 ff. m. Ausg.). Seneschall aus mittellat. senescalcus, der älteste Knecht.

nachdem Iwein erzählt hatte, wie es ihm ergangen war, führte er sie in seine Burg, und neue Freudenfeste begannen. Frau Laudine dachte, sie hätte gut gewählt, da sie nun einen Mann habe, der Burg und Land zu schirmen wüßte und ihr die höchste Ehre, den König Artus als Gast, in ihr Haus brächte. Hoch gefeiert ward auch Lunete, die alles zu stande gebracht hatte, und erst nach sieben Tagen dachte man an den Aufbruch.

Ehe man sich aber rüstete, nahm Herr Gawein seinen Freund Iwein beiseite und bat ihn, sich nun nicht wie Erek zu „verliegen".[1] Es wäre Jammer und Schande, sagte er, wenn die Zierde der Ritterschaft so verloren ginge und am besten sei es, so schloß er, wenn er sogleich auf einige Tage Urlaub von seiner Gattin nehme und wieder in alter Weise mit ihnen turnierte. So leid das Iwein auch war, so mußte er seinem Freunde doch Recht geben, und bald ging er zu Laudine und bat sie um eine Gunst. Die versprach sie ihm sogleich zu erfüllen, und als er nun sein Begehren aussprach, konnte sie ihr Wort zu ihrem großen Leid nicht zurücknehmen. Aber sie machte eine Bedingung: genau über ein Jahr solle er wieder bei ihr sein, sonst werde sie ihm für immer gram sein. Zum Abschied gab sie ihm einen Ring, der ihm Glück und Heil bewahren solle. So brachen sie auf, und Laudine gab Iwein noch auf drei Meilen das Geleite. Als sie schieden, hätte Iwein laut geweint, wenn er sich nicht darob hätte schämen müssen. Sie nahm sein Herz mit sich zurück und er das ihre mit sich davon. So große Unthat fügt die Minne. Was soll nun Iwein mit dem Weiberherzen und Laudine mit dem Mannesherzen? Was soll daraus werden? So zürnt der Dichter mit der Minne, aber sie antwortet ihm: „Ich bin es, welche die Kraft giebt, daß Mann und Weib ihre Herzen verlieren und doch ihre Kraft mehren."

Die Gesellen ritten hin, und Gawein freute sich von nun an täglich der Gesellschaft seines Freundes, und täglich erwarben sie neuen Preis und Ruhm. Das Jahr verging bald, und Iwein vergaß Tag und Stunde, da er heimkehren sollte. Eines Tages waren sie vom Turnieren heimgekommen und pflegten der Ruhe

1) s. Helmbr. V. 279. Es ist das beliebte Motiv zur Fortsetzung der Abenteuererzählungen. Ähnlich auch Parz. 96, 25 ff. 223, 15 ff. (S. 8 und 95 m. A.) Etwas anders verwendet im Erek, s. unten.

bei fröhlichem Schalle. Da überfiel Iwein die Sehnsucht nach seinem Weibe, er wurde still und traurig, sah und hörte nichts mehr, und eine trübe Ahnung von schwerem Leide machte ihn stumm. Sieh, da sprengte über das Feld eine Frau, und bald erkannte man Lunete. Sie trat vor den König Artus und entbot allen den Gruß ihrer Herrin bis auf einen: das war Herr Iwein. Geschändet sei, so sagte sie, die Tafelrunde durch einen Verräter. Dann wandte sie sich an Iwein und warf ihm mit bitteren Worten seinen Meineid vor. Er habe ihrer Herrin den Gemahl erschlagen, er sei von ihr aus Todesgefahr errettet worden, er habe Herz und Land Laudinens erhalten, und nun habe er ihr Schmach und Schande bereitet. Treulos sei er geworden, und nimmer könne sie mehr die seine sein, und allen edlen Rittern sollte er nun verhaßt werden, die da wissen, daß erst die Treue dem Manne Wert verleiht. Mit diesen Worten entwand sie dem bestürzten Manne das Ringlein Laudinens, nahm Urlaub und ritt davon.[1])

Betäubt saß Herr Iwein da und wußte nicht, wo er sich und seine Schmach bergen könne. Schweigend und heimlich stahl er sich endlich davon und gelangte auf das freie Feld. Hier brach er in Tobsucht aus; wahnsinnig riß er seine Kleider vom Leibe und lief nackt und bloß in die Wildnis hinaus. Aber Gott wollte ihn nicht ganz verlassen. Ein Knappe begegnete ihm mit Bogen und Pfeilen. Die nahm er ihm ab, und so konnte er sich wenigstens Wild erjagen, um seinen Hunger zu stillen. Roh mußte er es dann verzehren, aber der Hunger war der beste Koch. Nach einiger Zeit traf er einen Einsiedler, der erschreckt vor ihm in seine Klause floh. Um ihn friedlich zu stimmen, reichte dieser ihm ein Brot und einen Trunk Wasser zum Fenster hinaus. Daran erquickte sich der arme Iwein, der „edle Thor", und dankbar kehrte er seitdem immer wieder zur Klause zurück und brachte sein Wildbret dorthin. Der Einsiedler bereitete es, so gut er konnte, und so lebten die beiden eine Zeitlang miteinander. Eines Tages hatte der wahnsinnige Ritter, der inzwischen schwarz wie ein Mohr geworden war, den Wald durchstreift und war endlich nahe bei einer Landstraße eingeschlafen. Dort fanden ihn drei Frauen, welche daher ritten. Die eine, welche die Herrin der andern war, erkannte ihn an

1) vgl. diese Szene mit Kundries Botschaft an Parzival.

einer Wunde, die er im Streite erhalten hatte. Als sie ihn nun in solcher Schmach sahen, da mußten sie bitterlich weinen. Jene aber sagte, sie habe eine Salbe, von der Fee (Feimurgan) selbst bereitet, welche den Wahnsinn heile. Sie ritten sogleich zurück, und bald war die eine der Jungfrauen mit neuen Kleidern wieder zur Stelle, bestrich ihm den Kopf mit der Salbe und versteckte sich dann, um dem Armen die Schande zu ersparen, daß eine Frau ihn in seinem Elende gesehen habe. Herr Iwein erwachte sogleich und wußte nicht, was mit ihm geschehen war. Er glaubte geträumt zu haben, daß er ein herrlicher Ritter sei und Burgen und Land und ein schönes Weib besitze. Nun aber mußte er sich als einen Waldbauern erkennen, und doch konnte er sich nicht der ritterlichen Gedanken entschlagen, Herz und Sinn turnierte ihm. Als er die Kleider gewahrte, welche die Jungfrau neben ihn gelegt hatte, wurde ihm der Traum immer wunderbarer, denn solche hatte er auch im Traume getragen. Er zog sie an, und als er fertig war, kam die Jungfrau wie von ungefähr auf der Straße geritten. Sie führte ein Pferd am Zügel. Er rief sie an, aber er konnte ihr nicht sagen, was er wollte. Da erbot sie sich, ihn in das Haus ihrer Herrin zu führen. Er bestieg das Pferd und gelangte in das gastliche Haus, wo er aufs beste gepflegt wurde. Allmählich verlor sich seine wilde Farbe, und er ward so schön wie früher. Bald hatte er Gelegenheit, der Wirtin ihre Fürsorge zu vergelten. Sie wurde von Feinden überfallen; Iwein beschützte sie mit starker Hand und that wieder Wunder der Tapferkeit. Sie hätte ihn gern zu ihrem Herrn erkoren, aber es trieb den Ritter wieder hinaus; er nahm Urlaub und ritt davon.

Im Walde hörte er ein grimmes und doch klägliches Schreien. Als er näher kam, sah er, wie ein Drache und ein Löwe miteinander stritten. Der Löwe war in Gefahr zu unterliegen. Da besann er sich keinen Augenblick; er sprang dem edlen Tiere bei und erschlug den Drachen. Schon machte er sich nun auf den Kampf mit dem Löwen gefaßt. Aber dieser legte sich alsbald zu seinen Füßen und drückte Liebe und Dankbarkeit aus, wie es nur ein Tier thun kann. Wohin er sich nun auch wandte, der Löwe verließ ihn nicht mehr. Er erjagte ihnen beiden das Wild zur Mahlzeit und bewachte in der Nacht den schlafenden Herrn und sein Roß. So kam er nach langem Umherstreifen wieder in sein Land zu dem Brunnen.

Als er die Linde und das Becken erblickte, da fiel ihm plötzlich alles wieder ein, was er verloren hatte. Er konnte all das Unheil nicht fassen und fiel ohnmächtig vom Rosse herunter. Dabei glitt sein gutes Schwert aus der Scheide und schlug ihm eine tiefe Wunde. Als der Löwe das sah, glaubte er seinen Herrn tot, richtete das Schwert auf an einen Strauch und wollte sich erstechen. Doch Iwein erholte sich und hinderte ihn daran. Jetzt fing er an laut zu klagen über sein verlornes Glück. Da ertönte eine Stimme aus der Kapelle: „Wer klagt da?" Er antwortete, wer da frage. Es war eine Frau, die jetzt ihre Not klagte: Sie liege hier gefangen und solle morgen verbrannt oder gehängt werden, denn der Truchseß und seine Brüder habe sie des Verrates an ihrer Herrin angeklagt, welche von ihrem Gatten verlassen und betrogen worden sei, und wenn kein Ritter komme, für sie zu kämpfen, so müsse sie schmählichen Tod erleiden. Bald erkannte Iwein, daß es Lunete war, und als diese ausrief, daß nur zwei Ritter ihr helfen könnten, die aber weit entfernt seien, nämlich Gawein und Iwein, da gab sich Herr Iwein zu erkennen und gelobte ihr, daß er für sie streiten wolle. Wäre ihm dann der Tod beschieden, so möge seine geliebte Herrin wenigstens im Tode seine Treue erkennen. Morgen, um Mittag, werde er wieder zur Stelle sein und ihre Feinde schlagen. Wie sehr auch Lunete ihn bat, sein Leben zu wahren, so blieb er doch dabei. Für jetzt nahm er Urlaub und suchte Herberge in einer Burg, die er eine Meile weiter fand. Sie war halb zerstört, aber der Wirt empfing ihn mit aller Freundlichkeit, und man pflegte sein mit Liebe und Sorgfalt. Bald aber gewahrte er, daß großer Kummer seine Wirte bedrückte. Er erfuhr, daß ein gewaltiger Riese ihnen Sorge und Not mache, der ihre Söhne gefangen habe und ihre Tochter zum Weibe begehre. Vergeblich habe der Ritter von Artus Hilfe erbeten, und morgen werde der Riese wiederkommen und das Unglück voll machen. Da gelobte Herr Iwein, wenn der Riese früh genug komme, so daß er mit ihm kämpfen und doch um Mittag an der Kapelle sein könne, so wolle er ihn bestehen.

Am andern Morgen nach der Messe wartete Iwein vergeblich auf den Riesen. Die Zeit mahnte ihn, zu der Kapelle zu kommen. Traurig bot ihm der Wirt sein ganzes Hab und Gut, da aber wurde Iwein unwillig und wollte sofort reiten, denn für Geld biete er sein Leben nicht feil. Da, im letzten

Augenblicke, kam der Riese übermütig mit seinen Gefangenen, die er schändlich mißhandelte. Iwein sprengte alsbald aus der Burg dem Feinde entgegen. Der verhöhnte ihn und nahm die lange Stange zur Hand, um ihn zu zerschmettern. Iwein aber fuhr mit der Lanze auf ihn los und durchbohrte ihn, ehe er zum Schlage ausgeholt hatte. Aber der Riese fiel noch nicht, und schlimm wäre es Herrn Iwein noch ergangen, wenn ihm der Löwe nicht zu Hilfe gekommen wäre. Der brachte den Riesen zu Falle, und Iwein stach ihm das Schwert durchs Herz.

Zur Ruhe konnte er sich keine Zeit gönnen, denn die Stunde war da, in der ihn Lunete erwartete. Von den Segenswünschen seiner Wirte begleitet ritt er davon. Er kam zu der Kapelle, gerade als man Lunete auf den Holzstoß binden wollte. In einem letzten Gebete befahl sie Gott ihre Seele. Er sprengte heran und rief: „Laßt diese Jungfrau los, ihr böses Volk. Was man ihr zur Last legt, das nehme ich auf mich, und soll sie kämpfen,[1]) so will ich für sie fechten. Dabei sah er seine geliebte Gattin unter den Zuschauern sitzen, und das gab ihm doppelten Mut und Kraft. Die drei Ankläger Lunetes mahnten ihn, nicht für eine so aussichtslose Sache einzutreten, aber sie mußten endlich fechten. Er stritt mit allen drein zugleich, und mit Hilfe des Löwen, der auch eine Wunde davontrug, erschlug er den Truchseß und nahm die beiden andern gefangen. Diese wurden nun, dem Gesetze gemäß, an Stelle der Lunete verbrannt. Diese aber wurde von ihren Gespielinnen geherzt und geküßt und mit Jubel zur Burg geführt. Iweins Namen verschwieg sie getreulich.

Seine Gemahlin erkannte ihn nicht, obwohl sie doch sein Herz in sich trug, aber sie bat ihn, mit ihr zu kommen und sich und seinen Löwen von ihren Wunden heilen zu lassen. Da sprach Iwein: „Nicht eher kann ich mit euch gehen, als bis ich meiner Herrin Huld wiedererworben habe.“ Und als sie das nicht begreifen konnte, daß ihm eine Frau zürnen könne und ihn bat, seinen Namen zu sagen, da sagte er nur, er heiße der Ritter mit dem Löwen, und wenn sie künftig von einem höre,

1) Man ließ wirklich Frauen für ihr Recht fechten, wenn kein Ritter für sie eintrat. Der Gegner war dann in eine Grube ohne Waffen gestellt, während die Frau bewaffnet war.

dessen Begleiter ein Löwe sei, so solle sie wissen, daß er es sei. Hier sei seines Bleibens nicht, ehe er seiner Herrin Gunst wiedergewonnen habe. Da wünschte sie ihm Gottes Segen, und er ritt traurig davon, indem er zu sich selbst sprach: „Wüßte sie es doch nur, daß sie selbst Schloß und Schrein ist, darin mir Ehre und Freude beschlossen ist."

Groß Ungemach litt der Löwe von seiner Wunde. Als er endlich nicht mehr weiter konnte, füllte Iwein seinen Schild mit Laub und Moos, legte ihn hinein und hob ihn vor sich auf das Roß. Mit Mühe erreichte er eine Burg, in der er freundlich empfangen und gepflegt wurde. Nach vierzehn Tagen war der Löwe wieder gesund. Da nahm er Urlaub und zog weiter.

Unterdessen hatte sein Ruhm die Lande erfüllt, und eine Jungfrau, welcher von ihrer älteren Schwester das Erbe streitig gemacht wurde, machte sich auf, ihn zu suchen, um ihn zu ihrem Kämpfer zu gewinnen. Beide Schwestern hatten schon Klage beim König Artus geführt, und die ältere hatte dort Gawein für ihre Sache zu gewinnen gewußt. Nach der üblichen Frist von 40 Tagen sollte der Kampf stattfinden. Jene suchte nun in allen Landen nach dem Ritter mit dem Löwen. Matt und krank kam sie endlich zu einem Verwandten, welcher sie pflegte und seine Tochter an ihrer Statt aussandte. Diese kam eines Tages in die Burg, welche Iwein von dem Riesen befreit hatte. Noch voll von Dankbarkeit führte sie der Wirt auf den Weg, auf dem Iwein weiter geritten war. So kam sie zum Brunnen und der Kapelle, wo sie Lunete im Gebet fand. Die zeigte ihr weiter den Weg, der zu der Burg führte, wo Iwein seine Wunden geheilt hatte. Da hörte sie, daß der Ritter mit dem Löwen eben seine Fahrt fortgesetzt habe und daß sie ihn wohl noch erreichen könne. So ließ sie denn ihr Pferd jagen, bis sie ihn wirklich eingeholt hatte. Schüchtern und schamhaft trug sie ihm die Bitte ihrer Herrin vor, und Iwein gelobte sogleich seine Hilfe. Alsbald machten sie sich auf den Weg. Am Abend erreichten sie eine Burg mit einem Marktflecken. Hier wollten sie rasten, aber feindselige Blicke begegneten ihnen überall, und als sie den Burgweg hinauftritten, mahnte sie eine Frau, umzukehren, denn Schmach und Leid stände ihnen dort bevor. Iwein aber hielt es für Schande, jetzt umzukehren, und begehrte Einlaß. Mit schadenfrohem Lächeln öffnete der Thorwächter, und alle Fragen beantwortete

er höhnisch. Im Burghofe sah Iwein ein großes Arbeitshaus, darin arbeiteten wohl dreihundert Mägde, denen man Not und Elend ansah. Er ging zu ihnen hinein und hörte von ihnen, daß hier ein grimmer Herr hause, dem sie zu Geiseln gegeben seien, und jeder, der hier einkehre, müsse mit zwei Teufelsknechten kämpfen und sein Leben lassen. Da gelobte Iwein, sie zu bestehen und bat die Gefangenen um ihre Fürbitte. Er ging nun hinaus, durch den Palas hindurch in einen herrlichen Garten, wo er einen schönen Greis mit seiner Gattin auf köstlichen Decken gelagert fand, während ihre Tochter, eine herrliche Jungfrau, ihnen aus einem französischen Buche vorlas. Kaum erblickten sie den Gast, als sie aufsprangen und ihn aufs freundlichste empfingen. Die Jungfrau entwaffnete ihn und brachte ihm Festkleider; dann lagerten sich alle in das weiche Gras. Bald war Essenszeit, und nach herrlicher Bewirtung fanden sie auch weiche Betten zum Schlaf. Die Jungfrau war so schön und minniglich, daß Iwein ihr wohl sein Herz geschenkt hätte, wenn es nicht die ferne Gattin so fest verwahrt hielte. Am andern Morgen wollte er Urlaub nehmen, aber sein Wirt erklärte ihm, daß er zuvor mit zwei Riesen kämpfen müsse. Wenn er sie besiege, so sei seine Tochter und sein Land sein eigen. So sehr Iwein auch bat, er erließ es ihm nicht, und der Kampf fand statt. Er mußte sogar seinen Löwen einsperren lassen. Aber während des Kampfes, als Iwein in große Not geriet, brach dieser hervor und bezahlte seinem Herrn die Schuld. Mit seiner Hilfe waren bald beide Riesen überwunden. Nun sollte Iwein der Gemahl der edlen Jungfrau werden, aber er verweigerte es standhaft im Andenken an seine ferne Herrin. So mußte ihn der Wirt ziehen lassen, aber mit ihm die dreihundert gefangenen Jungfrauen. Diese geleitete er in ihre Heimat und schied von ihnen, von ihren Segenswünschen begleitet.

Nun holte er seine Begleiterin aus der Burg, und zur bestimmten Zeit gelangten sie auf den Kampfplatz, wo Artus mit seinen Helden und den beiden feindlichen Schwestern bereits versammelt war. Herr Gawein erwartete in fremder Rüstung, in der ihn niemand kannte, seinen Gegner. Dieser aber hatte seinen Löwen nicht mit zum Kampfe genommen und war daher auch allen unbekannt. Da standen sich denn zwei Freunde in Haß gegenüber. Beide trugen die Minne zu einander im Herzen und wußten es doch nicht. Wer hier auch den Sieg errang,

der mußte es ewig beklagen.[1]) Nie hatte man zwei herrlichere Kämpfer gesehen, und alle fürchteten für beide und klagten, daß einer sein Leben lassen müsse. Gewaltig tobte bald der Kampf. Die Knappen konnten nicht schnell genug Speere herbeischaffen, in tausend Splittern bedeckten sie den Boden. Vom frühen Morgen bis zum Mittag kämpften sie, und keiner unterlag. Da waren die Rosse müde und kampfunfähig geworden. Alsbald sprangen sie ab, und ein neuer furchtbarer Schwertkampf begann. Bald waren die Schilde in Stücke gehauen, und durch die Helme sickerte ihr Blut. So kämpften sie mit kurzer Rast bis zum Abend, und noch immer war nichts entschieden. Vergeblich versuchte Artus die ältere Schwester zum Nachgeben zu bewegen. Die jüngere aber sagte, sie wolle auf alle ihre Ansprüche verzichten, wenn ihre Schwester vom Kampfe abstehen wolle, um das Leben der edelsten Helden nicht länger zu gefährden. Die Ritter aber konnten auch nicht länger der Rede entsagen, es drängte sie, sich gegenseitig ihre Bewunderung auszusprechen und zu wissen, wer sie seien. Nach ritterlichem Wechselgespräch sagten sie endlich ihre Namen, und nun folgte ein edler Wettstreit. Jeder wollte dem andern die Siegespalme zuerkennen, und Gawein erklärte laut, daß er eine ungerechte Sache verfochten habe, das habe ihn sein Gegner gelehrt. Groß war das Erstaunen aller, als sie hörten, daß sich hier die beiden besten Freunde gegenübergestanden und im grimmen Kampfe ihre Kraft erprobt hatten. Sie wurden als die edelsten der Tafelrunde festlich heimgeleitet, und der Löwe, der inzwischen auch wiedergekommen war, nahm an ihren Ehren teil. Der Streit der Schwestern war durch Gaweins Erklärung zu gunsten der jüngeren entschieden.

Bei aller Freude aber saß Iwein endlich doch traurig und allein in seinem Zelte. Er sehnte sich nach seinem Weibe, und endlich sprang er auf, und stahl sich davon, um sie aufzusuchen.[2]) Bald hatte er den Brunnen wieder erreicht und goß Becken auf Becken über den Stein. Da erhob sich ein solches Wettern, daß die Burgbewohner selbst schier vergingen. Wie bitter empfand es da Frau Laudine, daß sie keinen Schirmherrn mehr hatte! Verzweifelt fragte sie Lunete, was zu thun sei. Die

1) vgl. den Kampf Parzivals und Gawans Parz. XIV.
2) vgl. Parz. 732, 1 ff. (XIV, 237 ff. m. Ausg.).

aber sagte, daß ihr keiner helfen könne außer dem Ritter mit dem Löwen, der sie erlöst habe. „Wie soll ich den gewinnen, da er doch nicht wiederkehren will, ehe er seiner Herrin Gunst wiedergewonnen hat?“ „So schwöret mir“, sagte Lunete, „daß ihr ihm dazu helfen wollt, so will ich ihn suchen.“ Das schwur Laudine, und sogleich machte sich Lunete auf den Weg. Sie brauchte nicht weit zu reiten, denn am Brunnen erkannte sie ihren Herrn an seinem Löwen. Auch er sah sie kommen, und als er nun hörte, daß Laudine ihn suchen ließ, da kannte seine Freude keine Grenzen mehr. Er umarmte und küßte die treue Magd und folgte ihr sogleich. Im stillen Gemache führte diese ihn vor ihre Herrin, der er sogleich zu Füßen sank. Da mahnte sie Lunete an ihren Eid und sagte ihr, daß sie ihn sogleich erfüllen könne, denn dieser Ritter sei Iwein, ihr Gemahl. Erschreckt wollte ihn Laudine von sich weisen, aber Iweins Anblick versöhnte sie bald. Sie dürfe ihren Eid nicht brechen, sagte sie, und verzieh ihm. Dann aber gewann die Liebe ganz die Oberhand, und sie fiel ihm nun zu Füßen und bat um seine Verzeihung wegen der vielen Not, die sie ihm gemacht. Iwein aber schloß sie in seine Arme. So waren beide wieder vereint und begannen ein neues Leben in Glück und Freude.

Erek.

Erek, ein nicht minder berühmter Ritter der Tafelrunde als Iwein, zieht wie dieser auf Abenteuer aus und gewinnt die schöne Enite zur Gemahlin. Er kommt mit ihr heim und folgt seinem Vater in der Regierung des Landes.[1]) Seine junge Gemahlin war aber so schön, daß er neben ihr alles andere verachtete, sich nicht mehr um Turniere kümmerte, und ritterliche Zucht und Ehre ganz vergaß, kurz er „verlag sich".[2]) Das verdroß seine Mage und Mannen, und Enite selbst konnte es endlich nicht mehr mit ansehen, daß ihr geliebter Gatte der Geringschätzung anheimfiel. Sie hielt ihm selbst seine Verweichlichung vor und mahnte ihn wieder ritterlich zu denken und zu handeln. Erek sah bald ein, daß sie Recht hatte, aber ihre Freimütigkeit machte ihn mißtrauisch. Er wähnte, sie wolle ihn nur vom Hofe entfernen und ersann ein eigenartiges und grausames Mittel, sich ihrer Treue zu versichern. Er nötigte sie, mit ihm auf Abenteuer zu ziehen und zu geloben, auf ihrer Fahrt kein Wort zu sprechen, sondern ihm schweigend voranzureiten und nichts von dem zu sagen, was sie um sich her höre und sehe. So beginnt eine lange Reihe von Abenteuern.[3]) Enite unterzog sich willig der ihr auferlegten Probe ihrer Liebe und Treue, aber ihre Liebe war so groß, daß sie wiederholt das Gelübde des Schweigens brach, um ihren geliebten Gatten vor Gefahren zu warnen. Jedesmal hatte sie dafür harte Behandlung von Erek zu ertragen, aber ihre Liebe und ihr demütiger Gehorsam blieben unerschütterlich.[4]) Auch am Artushofe, an den

1) Vermählung und Regierungsantritt fallen meist zusammen.
2) s. o. S. 55 Anm.
3) vgl. die Verwendung des Motivs im Iwein S. 56.
4) vgl. Jeschute. Parz. 133, 29 ff. 256, 11 ff. (III, 525 ff. V, 846 ff. m. A.).

sie mit List gelockt werden, will Erek nicht verweilen, und weiter geht es auf der Fahrt zu neuen Abenteuern und Heldenthaten. Viele Wunden hatte sich Erek schon geholt, und immer war er unter Enites aufopfernder, liebevoller Pflege wieder geheilt. Da brachen eines Tages infolge eines gewaltigen Kampfes die alten Wunden wieder auf, und er stürzte ohnmächtig zu Boden. Enite glaubte, er sei tot und wollte sich vor Verzweiflung in das Schwert ihres Gatten stürzen. Da erschien ein Ritter, der Graf von Limors, der sie daran verhinderte und sie selbst zum Weibe begehrte. Neue Prüfungen und Bewährungen ihrer Treue standen ihr nun bevor. Der Graf führte sie und den vermeintlich toten Erek in seine Burg und rüstete dort mit dem feierlichen Leichenbegängnis für Erek zugleich die Hochzeit für sich und Enite. Als diese erklärte, nicht von der Bahre ihres Gemahls weichen zu wollen, schleppte sie der Graf mit Gewalt und unter rohen Mißhandlungen zur Hochzeitstafel. Ihr Jammergeschrei erfüllte die Burg, und siehe — unter diesen Klagen erwachte Erek, sprang von der Bahre auf, erschien plötzlich im Leichentuche unter den Tischgenossen, ergriff das erste beste Schwert und stach den Grafen samt seiner nächsten Umgebung nieder. Die andern ergriffen die Flucht. Noch in derselben Nacht verließ Erek mit seiner treuen wiedergewonnenen Enite die Burg. Unterwegs erzählte sie ihm alles, was während seines Scheintodes geschehen war, und nun mußte er sich seiner Hartherzigkeit und seines Mißtrauens schämen. Er bat sie demütig um Vergebung, und so kehrten sie in neuer, reinerer und festerer Vereinigung, in Liebe, Geduld, Treue und Tapferkeit bewährt, in ihre Heimat zurück und lebten bis an ihr Ende in ungetrübter Freude.

Meier Helmbrecht

von

Wernher dem Gärtner.

Einleitung.

Wernher der Gärtner, welcher sich als Verfasser der folgenden Erzählung von dem übermütigen Bauernsohne Helmbrecht nennt (s. V. 1815), ist sonst in der Litteratur des 13. Jahrhunderts nicht bekannt, ja, mit Sicherheit ist eben nichts von ihm als der Name festzustellen. Von seiner Persönlichkeit aber legt sein Gedicht ein beredtes Zeugnis ab. Mit einem scharfen Blick für die Gebrechen seiner Zeit verbindet er ein tiefes Verständnis der menschlichen Natur und der gesellschaftlichen Verhältnisse, und, von dem Ernste sittlicher Lebensauffassung durchdrungen, fühlt er das Bedürfnis, der heranwachsenden, immer mehr verwildernden Jugend in der Geschichte des Helmbrecht, die er meisterlich aus dem Leben zu formen verstanden hat, ein warnendes Beispiel vor Augen zu stellen. So lebendig und anschaulich die ganze Handlung mit ihren eigenartigen Persönlichkeiten uns entgegentritt — das beste Zeugnis einer nicht gewöhnlichen dichterischen Begabung — so deutlich ist doch auch dieser lehrhafte Charakter erkennbar in den geschickt verfaßten Gesprächen, welche das Gefäß abgeben müssen, in welchem der Dichter *seine* Ansichten darlegt. Kommt dabei mitunter der Charakter der redenden Person nicht zu seinem Rechte (vgl. zu V. 1250), so haben darin auch seine Zeitgenossen keinen Vorzug vor ihm, wie der Arme Heinrich (siehe zu V. 822) beweist. Die Kunst des Individualisierens war eben noch in den Anfängen.

Zu dieser aus dem Gedicht erkennbaren Persönlichkeit stimmt es nun ganz gut, wenn Fr. Keinz, der das Verdienst hat, den Schauplatz der Erzählung bestimmt und alles Wesentliche zu seiner Erklärung beigebracht zu haben,[1]) in ihr den Pater

1) Helmbrecht und seine Heimat. 2. Aufl. Leipzig, Hirzel 1887.

Klostergärtner des Klosters Ranshofen bei Gilgenberg, in dessen Bezirk sich die Geschichte abgespielt hat, vermutet. Das Amt eines solchen hat, wie Keinz ermittelte, bis zur Aufhebung des Klosters (1811) bestanden, und seine Träger hatten nicht nur die Klostergärten zu besorgen, sondern auch die Obliegenheit, alljährlich das ganze Gebiet des Klosters zu durchwandern und die Bauern in der Obstbaumzucht und Küchengärtnerei zu unterrichten. Ein solcher konnte wohl genauer als jeder andere Land und Leute kennen lernen und mit kritischem Blick betrachten. Einige Nebenumstände unterstützen diese Annahme. So paßt V. 793 f. unseres Textes (848 f. des Originals), wo der Dichter humoristisch von seinen Wanderungen (swie vil ich var enwadele) und der Bewirtung spricht, die er auf denselben erfährt, zu den angegebenen Beschäftigungen des Paters, und schließlich hat mit größter Wahrscheinlichkeit festgestellt werden können, daß im Kloster Ranshofen bis zu seiner Aufhebung eine illustrierte Handschrift des Helmbrecht vorhanden gewesen ist. Wirklich wesentlich ist und bleibt aber nur der Nachweis, daß der Bezirk des Klosters der Schauplatz der Erzählung gewesen ist. Diesen haben wir kurz zu betrachten. Die von Keinz entworfene, beigegebene Skizze wird das Verständnis erleichtern.

Von München führt die Eisenbahn in östlicher Richtung in etwa 2 Stunden nach Braunau am Inn. Südlich und südwestlich von diesem Orte, am Inn und der Salzach entlang, welche hier mündet, dehnt sich der Schauplatz der Handlung auf etwa 2—3 Stunden aus. Südlich von Braunau liegt zunächst Ranshofen, wo das Kloster 1125 vom Erzbischof von Salzburg gestiftet wurde. Von dort gelangt man weiter nach Süden über die Hochebene und den Adenberg, welcher identisch ist mit dem Haldenberg (V. 148) nach Gilgenberg und noch weiter südlich nach dem Hohenstein (V. 148). Zwischen Hohenstein und Haldenberg, etwas westlich bei Gilgenberg, liegt ein Bauernhof, der noch vor 20—30 Jahren der Helmbrechtshof hieß und als solcher seit Anfang des 14. Jahrhunderts in Urkunden auftritt, also sicher der Hof war, auf welchem Helmbrecht aufwuchs. Heute heißt er das „Lenzengut zu Reit". Von Gilgenberg führt ein Weg nordwestlich nach Wanghausen, wo noch heute ein Brunnen ist, den die Leute wegen seines vorzüglichen Wassers (V. 842) das „goldene Brünele" nennen. Eine Viertelstunde vom Helmbrechtshofe ent-

fernt aber zieht sich in nordöstlicher Richtung gegen den Adenberg und die Braunauerstraße ein steiler Abhang hin, der noch heute die Kienleite heißt (V. 1340). Darüber führt ebenfalls noch heute ein schmaler Steig auf die dahinter liegende Hochebene, über welche man leicht zu den am Inn abwärts liegenden Raubnestern gelangen konnte. Die Ruinen eines solchen finden

sich in der Nähe des Zusammenflusses von Inn und Salzach; vielleicht war dies einst die Burg, in welcher Helmbrecht Dienste nahm Die Gegend ist heute österreichisch, früher war sie bairisch. Der nahe Zusammenhang mit Österreich macht es gleichwohl erklärlich, daß V. 392 (445 des Originals) daz oesterriche clamirre als Nationalgericht genannt wird (s. d. Anm. zu d. V.). Vielleicht ist auch noch eine dunkle Erinnerung an Helmbrechts Geschichte in dem Schimpfwort „Helmel" vorhanden, mit welchem man dort liederliche Burschen bezeichnet.

Die Abfassungszeit des Gedichts läßt sich annähernd auf Grund der Erwähnung des bekannten Dichters Neithard von Reuenthal bestimmen (V. 170 ff. und Anm. dazu). Da man das Leben dieses Dichters bis 1236 verfolgen kann, so

muß der Helmbrecht nach 1236 verfaßt sein, und zwar nicht allzu lange nachher, da die Form der Erwähnung Neithards vermuten läßt, daß er noch in frischer Erinnerung war. Immerhin bleibt ein Spielraum von 1236 bis mindestens 1250.

Zwischen der Blütezeit des Rittertums und der höfischen Dichtung einerseits und der Abfassung des Helmbrecht anderseits liegen daher höchstens 50 Jahre. In diesem kurzen Zeitraume hat sich ein solcher Umschwung vollzogen, daß das Raubrittertum bereits in Blüte steht und der Bauernstand seinem Ruin durch Verkennung der natürlichen Bedingungen seines Daseins entgegengeht. Die Alten und Verständigen in beiden Ständen sind machtlos gegen die allgemeine Verderbnis. Walther von der Vogelweide hatte bereits auf das einreißende Verderben hingewiesen (vgl. Denkm. II, 1 Walther Nr. 37. 39. 42), und was der Vater Helmbrecht seinem Sohne von dem Leben und Treiben der Ritter in seiner Jugendzeit erzählt, das entspricht eben den Idealen, wie sie noch Hartmann und Wolfram gezeichnet hatten. Wir sehen gerade aus dieser Schilderung Helmbrechts, in welcher der Dichter doch gewiß ebenso wahrheitsliebend ist wie in der ganzen übrigen Darstellung, daß die Ideale, wie sie u. a. auch Hartmann aussprach (s. o. S. 5), wirklich gepflegt wurden. Jene Dichter scheinen allerdings ihre hauptsächlichsten Stützen gewesen zu sein, denn mit deren Ableben trat auch der Verfall ein, und die späteren haben sich keines besonderen Einflusses mehr zu erfreuen gehabt. Ulrich von Lichtenstein und Konrad von Würzburg behielten in ihren ziemlich gehaltlosen Werken die höfische Manier bei, aber sie hatte sich schon überlebt. Da ist es denn eine ganz eigenartige Erscheinung, daß der Pater Klostergärtner den kühnen Griff ins wirkliche Menschenleben that und, statt Legenden, Artusromane und Geschichtssagen aufzutischen, eine Novelle dem wirklichen Leben in seiner unmittelbaren Umgebung entnahm und darin ein Spiegelbild der Zeit lieferte, welches seinen dichterischen Wert bis heute bewahrt hat und immer behalten wird. Um recht in das Verständnis der Dichtung einzudringen, vertiefe man sich nur in die so anschaulich entworfenen einzelnen Situationen, den Abschied des aufgeputzten Helmbrecht, die Raubburg mit ihren Insassen, Helmbrechts Empfang bei seiner Rückkehr, Gotelindens Hochzeit, die Gefangennahme, Helmbrechts zweite Rückkehr und sein Ende. Jedes einzelne liefert ein packendes Gemälde. Man stelle die frühere und die spätere Zeit

nach dem Gespräch zwischen Vater und Sohn und mit Benutzung der früheren Lektüre Hartmanns, Wolframs, Walthers, nebeneinander; man versetze sich in die merkwürdig inkonsequente und doch so lebenswahre Handlungsweise des alten Helmbrecht, in die durch Helmbrechts Prahlerei angesteckte Gotelinde, in die erbitterten, rachsüchtigen Bauern am Schluß; man versuche ein Kulturbild aus der Mitte des 13. Jahrhunderts zu entwerfen, und man wird zu all dem die reichste Fundgrube finden, wo man das Gedicht nur aufschlägt. Schließlich aber steht als leitender sittlicher Gedanke über diesen mannigfaltigen Lebensbildern das große Wort: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen.“.

Der eine ſchreibt, was er geſehn,
Und der erzählt, was ihm geſchehn,
Der dritte ſpricht von Minnen,
Der vierte vom Gewinnen,
Der fünfte ſingt von Geld und Gut,
Der ſechſte nur von ſtolzem Mut:
Hier ſei erzählt, was mir geſchah,
Was ich mit eignen Augen ſah.[1])
Ich ſah, und das iſt wirklich wahr,
Eines Bauern Sohn mit blondem Haar;
In Locken dicht, gekräuſelt fein,
Hüllt's Nacken ihm und Schultern ein.
Und daß nicht gar zu lang es hing,
Er es in eine Haube[2]) fing,
Die war von Bildern fein und zier.
Gar manchen Vogel ſah man hier
Wie nimmer wohl auf einer Hauben.
Da waren Sittiche und Tauben
Genähet drauf mit fleiß'ger Hand.
Nun hört, wie's um die Haube ſtand.

1) Der Dichter ſtellt ſich hier in einen gewiſſen Gegenſatz zu den bekannten höfiſchen Dichtern. Jene erzählen nur, was ſie in andern Büchern geleſen haben, er aber ſchildert Selbſterlebtes.

2) Lang herabwallendes Haar zu tragen wurde im 13. Jahrh. in den höfiſchen Kreiſen auch bei den Männern Mode. Es fiel entweder frei über die Schultern, oder es wurde in Zöpfe geflochten, oder, mit Brenneiſen gekräuſelt, in einer Kappe (mhd. hûbe = Haube) zuſammengehalten, aus der jedoch im Nacken Locken hervorquollen. Sogar an der Rüſtung brachte man Behälter zum Schutze des Haares an. Auch in der Nacht hüllte man es ſorgfältig in eine Haube. Dieſe Mode wurde dann von wohlhabenden Bauern, wie das Rittertum überhaupt, nachgeäfft. Die Zeugniſſe dafür giebt beſonders der dieſe Bauern verſpottende Dichter Neidhardt von Reuenthal.

Helmbrecht, so hieß der junge Mann,
Von dem die Mär jetzt hebet an.
Nach seinem Vater hieß er so,
Der war ein Meier,[1]) schlicht und froh.
Zuerst nun künd' ich euch genug,
Wahrhaft und ohne allen Trug,
Von Wundern, der die Haube voll.
Vom Nacken, wo das Haar entquoll,
Bis hin zum Scheitel war das Lün[2])
Mit Vögeln dicht besetzt, es schien,
Als wären sie gekommen halt
Soeben aus dem Spessartwald.[3])
Nie war noch eines Bauern Schopf
So schön geziert wie Helmbrechts Kopf.
Auch überm rechten Ohr des Gecken
Sah Bilder man die Haube decken.
Genäht war drauf mit kund'ger Hand,
— Hört wohl, wie's damit ist bewandt —
Wie Troja einst belagert ward,
Als Paris frech vermeßner Art
Dem Griechenkön'ge nahm sein Weib,
Die er geliebt, wie den eignen Leib,
Und wie man Troja dann gewann
Und Äneas daraus entrann
Und meerwärts fuhr auf schnellen Kielen,
Indessen Trojas Türme fielen
Samt mancher steingefügten Mauer.
O weh, daß je ein schlechter Bauer
So teure Haube sollte tragen, —
Von der so vieles ist zu sagen!

1) Meier (von major) ist eigentlich der mit der Oberaufsicht und Bewirtschaftung eines Gutes betraute, der „Wirtschaftsinspektor". So im Armen Heinrich (V. 261 ff.). Hier scheint jedoch der Bauer selbständiger Besitzer zu sein.

2) „Der schräg in die Höhe stehende oder überhaupt der obere Teil der Haube". Man hat sich die Vögel in zwei breiten sich auf dem Scheitel kreuzenden Streifen geordnet zu denken, so daß dadurch vier Abteilungen entstanden, welche durch die weiterhin beschriebenen Stickereien verziert waren. (Nach Keinz.)

3) Die Erwähnung des Spessarts — in höfischen Gedichten häufig — ist hier merkwürdig, da er sehr weit vom Schauplatze entfernt ist.

Wollt ihr nun mehr noch hören,
Was auf der andern Seite war
Gestickt in Seide ganz und gar?
Ich will euch wahrlich nicht bethören.
Es standen — glaubt mir's — linker Hand
Der König Karl und Held Roland,
Turpin und Olivier,
Und was die Kampfgenossen vier
Gethan mit ihrer Wunderkraft
Im Kampf mit wilder Heidenschaft.[1])
Provence und Arelat[2])
Zwang König Karls gewalt'ge That.
Des Arm und seines Geistes Macht
Hat auch Galizien[3]) heimgebracht.
Das war noch alles Heidenland.
Nun hört, was hinten alles stand
Dort zwischen beiden Ohren nur,
Von einer bis zur andern Schnur!
Man sah — mein Mund euch Wahrheit sagt —
Wie einst vor Raben in der Schlacht
Frau Helchens traute Knaben
Das Leben gar verloren haben,
Da Wittich sie erlegte,
Der kühne, zornbewegte,
Zusamt Diethern den Berner.[4])

1) Wie es im Rolandsliede des Pfaffen Konrad (aus dem Jahre 1131) beschrieben ist. Der Erzbischof Turpin und der Herzog Olivier waren die berühmtesten der zwölf Paladine. Vgl. Uhland, Roland Schildträger und König Karls Meerfahrt.

2) Südfrankreich (die Provence) und Burgund.

3) Die spanische Mark.

4) Scharpfe und Orte, die beiden Söhne Etzels und Helches (im Waltharilied Frau Ospirin) begleiteten Dietrich von Bern auf seinem Heerzuge gegen Ermrich, den er aus seinem Reiche Italien wieder verjagen wollte. (Vgl. das Hildebrandslied, wo die geschichtlichen Verhältnisse andere sind.) Während der Entscheidungsschlacht bei Ravenna (Raben) sollten sie in der Obhut des starken Elsan in Bern (Verona) bleiben. Sie ritten aber eigenmächtig aus und fanden in der Nähe von Raben ihren Tod durch Witege, der treulos von Dietrich zu Ermenrich übergegangen war. Mit ihnen war auch Diether, der jüngere Bruder Dietrichs, geritten, der, nur wenig älter als sie, ebenfalls in Elsans Obhut bleiben sollte. Dieser forderte nach dem Falle seiner Freunde Wittich zum Kampfe und wurde auch erschlagen.

Laßt euch auch sagen ferner,
Was noch der dumme Tölpel trug
Am Lün ganz vorn — s'ist wahr genug!
Vom rechten Ohr zum linken,
Da sah man, wonnig anzuschaun,
Viel Ritter stehn und schöne Frau'n.
Und in der Mitte war ein Tanz
Gestickt in hellem Seidenglanz
Von Junkern und von Jungfräulein;
Das sollte nicht vergessen sein.
Je zwischen zweien Frauen stand,
So wie es noch beim Tanz bekannt,
Ein Ritter, Hand in Hand gefangen.
Dort aber je zwei Jungfraun schlangen
Die zarten Hände nach der Sitte
Mit dem Knappen, der in ihrer Mitte.
Da standen Fiedler auch dabei.[1])

Diese prächtige Haube, fährt der Dichter fort, hatte eine arme, dem Kloster entlaufene Nonne gegen eine Kuh und viel Käse und Eier als Entgelt genäht. Diesen Lohn aber hatten Helmbrechts Schwester Gotelind und seine Mutter aufgebracht.

Die Schwester gab noch mehr dahin
Um ihres Bruders stolzen Sinn:
Viel teure Leinwand, weiß und fein,
Die nirgend könnte besser sein.
Die war so fein gesponnen:
Wohl sieben Weber sind entronnen
Der Arbeit an dem teuren Tuch,
Eh es auch lang und breit genug.
Auch gab die Mutter ihm einen Rock,
Wie keiner noch im Schneiderbock
Geschnitten ward mit Scheeren.
Des Futters Pracht thät mehren

1) Hier ist der würdige, mehr oder weniger gravitätische höfische Reigentanz gemeint, welcher in kunstreichen Bewegungen und Schwenkungen unter Anführung eines Vortänzers bestand, unsern Polonaisen, Contres und Menuets ähnlich. Er wurde „gegangen" oder „getreten". Daneben wurden aber auch Reien „gesprungen", besonders im Freien bei ländlichen Festen. Diese Bauerntänze wurden oft wild und unschicklich. Auch sie beschreibt der Dichter Neidhardt von Reuenthal eingehend.

Ein Pelz von Lamm- und Ziegenhaar:
So weißes nicht im Lande war.
Dazu gab ihm um seinen Leib
Sorglich das vielgetreue Weib
Ein Kettenwams, dazu ein Schwert;
Das war der junge Mann wohl wert.
Noch gab sie ihrem lieben Knaben
Gewänder zwei, die nußt' er haben,
Mit Taschen breit, darein zu stecken
Das Messer, wie es ziemt dem Kecken.
Als sie gekleidet nun den Knaben,
Da sprach er: „Mutter, ich muß haben
Darüber eine Jacke fein,
Und sollt' ich drum betrogen sein,
So wär' ich ganz der Ehre bar.
Und ihre Arbeit sei fürwahr,
Wenn sie gewahrt das Auge dein,
Daß dir dein Herz will Bürge sein,
Du hast von deinem Kinde Ehre,
Wohin ich meinen Schritt auch kehre."
Sie hatte noch, gar wohl behalten,
Ein Röcklein in der Tücher Falten.[1])
Das gab sie hin mit Freuden,
Um ihren Sohn zu kleiden.
Auch kauft' dazu sie blaues Tuch,
Wie man es nirgends besser trug.
Niemals noch trug hier oder dort
Ein Meier — glaubt mir's auf mein Wort —
Ein Kleid, das auch nur um ein Ei
Noch besser als das seine sei.
Wer ihm das riet, der wußte wohl,
Wie man den Freunden mehren soll
Den Wert, um sie mit Ruhm zu schmücken:
So lang sich zog der breite Rücken,
Vom Gürtel hoch bis an den Schopf,
Da lag vergoldet Knopf an Knopf;
Und wo das Koller rührt' das Kinn,
Bis auf die Gürtelschnalle hin,

1) Man hob die Kleider zusammengefaltet in Tücher eingeschlagen auf (in den valden).

Die Knöpfe waren silberweiß.
Es hat wohl selten solchen Fleiß
An seiner Jacke Schmuck gelegt
Ein Bauersmann, der solche trägt,
Noch fand man je so kostbar Werk
Von Hohenstein bis Haldenberg.[1])
Und dazu — wie gefällt euch das? —
Erglänzten vorn im rechten Maß
Drei Knöpfe von Krystalle hell,
Damit verschloß sich der Gesell
Die Jacke auf der Brust, die war
Besät mit Knöpfchen ganz und gar,
Gelb, blau und grün und braun und rot
Und schwarz und weiß, wie er's gebot.
Sie strahlten in so lichtem Glanze:
So oft er ging zu Tanze,
Ward er — glaubt mir's — von beiden,
Von Frauen und von Maiden,
Gar minniglich nur angesehen.
Ich will es gern gestehen,
Mir wär's wohl neben solchem Jungen
Gar übel bei den Frau'n gelungen.
Da, wo der Ärmel eingesetzt,
Da war die Nat ringsum besetzt
Mit mancher Schelle, die erklang,
Wenn er im Reientanz sich schwang.
Das klang den Weibern in den Ohren.
Ja wär' Herr Neithardt jetzt geboren,
Den hätte Gott dazu erkoren, —
Daß er's euch besser könnte singen
Als mir zu sagen will gelingen.[2])

1) s. Einl. S. 70.

2) Neidhardt von Reuenthal, der schon mehrfach erwähnte Dichter (s. Anm. zu V. 14 und 92), welcher das Bauernleben zum Gegenstande seiner Lieder machte. Er hat etwa in den Jahren 1215—1236 gedichtet, anfangs in Baiern, wo sein Gut Reuenthal lag, dann in Österreich, wo er von Friedrich dem Streitbaren ein neues Heim in Medlick bei Wien erhalten hatte. Wernher stellt hier Neidhardts Singen (Liederdichtung) seinem Sagen (Epische Erzählung) gegenüber. Über die Verwertung dieser Erwähnung Neidhardts zur Datierung des Gedichts siehe Einl. S. 71.

Die Mutter gab noch manches Ei
Und Huhn und sonst noch mancherlei
Dem Sohn für Schuh und Hosen hin.
Und als sie so in treuem Sinn
Ihm auch die Beine noch versehn,
Da trat der Geck zum Vater schön:
„Zu Hofe[1]) treibt mein Wille mich",
So sprach er, „und so bitt' ich dich,
Lieb Vater, steur' auch du dazu.
Die Mutter gab so manche Kuh,
Und so viel gab mein Schwesterlein,
Des will ich allzeit dankbar sein."
Das schuf dem Vater Ungemach,
Und zu dem Sohn er also sprach:
„Ich geb' dir zu den Kleidern schön
Einen schnellen Hengst, stattlich zu sehn,
Der sicher springt bei Zaun und Graben
Und weite Wege kann erlaufen,
Den sollst du mit zu Hofe haben,
Find' ich ihn anders hier zu kaufen.
Doch bitt' ich dich, mein lieber Knab',
Laß doch von deiner Hoffahrt ab.
Schwer lernt sich Hofes Art für den,
Der's nicht von Kindheit an gesehn.
Bleib hier, mein Sohn, treib mir den Stier,
Pflügst lieber du, treib' ich ihn dir.
So bau'n wir unsre Hube,
Und du fährst in die Grube
So ehrlich einst und gut wie ich.
Ja wahrlich, des versehʼ ich mich.
Ich bin getreu, bin schlicht und wahr,
Verräter ich noch niemals war.
Ich bringe pünktlich alle Jahr,
Wie sich's gebührt, den Zehnten dar
Und lebte hier all' meine Zeit
Zufrieden, ohne Haß und Neid."
Der Sohn sprach: „Lieber Vater mein,
Schweig, bitte, laß die Rede sein.

1) In eine Ritterburg.

Das kann nun anders nicht ergehn:
Zu Hofe muß ich, um zu sehn,
Wie dort das Leben schmecke.
Mir sollen deine Säcke
Nicht länger drücken auf den Kragen,
Will auch hinfort auf deinen Wagen
Nicht mehr den Mist aufladen;
So möge Gott mir schaden,
Wenn jemals Korn ich säe noch
Und Ochsen spanne unters Joch.
Das paßte gar zu schlecht, fürwahr,
Zu meinem langen, blonden Haar
Mit seinem üppigen Gelock
Und meinem schönen, feinen Rock,
Zu meiner bunten Hauben
Mit schönen seidnen Tauben,
Darauf genäht von holden Frau'n.
Du magst dein Feld allein bebau'n!"
„Mein lieber Sohn, bleib doch bei mir,
Der Meier Ruprecht bietet dir,
Du weißt es wohl, sein einzig Kind,
Dazu noch Schafe, Schwein und Rind
Und Alt- und Jungvieh, viel an Zahl.
Bei Hofe sind die Bissen schmal.
Da mußt du ruhn auf hartem Stein
Und aller Freuden ledig sein.
Nun folge meiner Lehre,
So hast du Nutz und Ehre.
Gar selten dem sein Glück gelingt,
Der seinem Stand entgegen ringt;
Und dein Beruf ist hinterm Pflug.
Hofleute findest du genug,
Wohin du deine Schritte kehrst.
Und daß du Schmach und Schande mehrst,
Lieb Kind, das schwör' ich dir bei Gott.
Du wirst der Hofleut' Hohn und Spott
Am Ende nur, mein guter Sohn,
Drum folge mir und bleib davon."
„Nein, Vater, bin ich erst beritten,
So trau' ich mich in Hofessitten

Juſt ebenſo dort zu beſtehn,
Wie die von je zu Hofe gehn.
Wer dieſe Haube, ſchön geſtickt,
Auf meinem Haupte hat erblickt,
Der ſchwür' mit tauſend Eiden,
Daß ich noch keins von beiden
Gethan, den Pflug noch nie berührt,
Noch je den Stecken hab' geführt.
Sobald man in dem Kleide
Mich ſieht, womit ſie beide
Mich ausgerüſtet ſchmuck und fein,
Die Mutter und mein Schweſterlein,
So iſt mir, mußt du ſelbſt geſtehn,
Davon kein Deut mehr anzuſeh'n,
Daß ich gar manchmal noch bislang
Den Driſchel auf der Tenne ſchwang.
Und hab' ich nur erſt Fuß und Bein
Gefügt in Schuh' und Hoſen ein,
In Hoſen und Schuh' von Corduan,[1])
So ſieht kein Menſchenkind mir an,
Ich hätte jemals einen Zaun
Dir oder andern zugehau'n.
Giebſt du den Hengſt mir, bleib' ich gern
Des Meiers Ruprecht Tochter fern.
Er ſoll mich nicht zum Eidam kriegen,
Ich will nicht um ein Weib verliegen.[2])
Der Vater ſprach: „Mein Sohn, hör' an,
Was ich dir ferner ſagen kann.
Wer folget guter Lehre,
Dem bringt es Nutz und Ehre:
Doch ſchlägt ein ungehorſam Kind
Des Vaters Lehren in den Wind,
Das kommt in allen Landen
Zuletzt zu Schad und Schanden.
Willſt du durchaus Genoſſe ſein
Und gleicher Ehren dich erfreun

1) Cordova, noch heute durch Lederfabriken ausgezeichnet.
2) vorligen, ein ritterlicher Kunſtausdruck = die Zeit in Unthätigkeit und Trägheit auf dem Lager verbringen. So „verlag ſich" Erek um Enitens willen. Vgl. S. 64.

Mit dem gebornen Rittersmann:
Wirst Gutes nicht erleben dran.
Er trägt dir doch darum nur Haß,
Und niemand, Helmbrecht, glaub' mir das,
Beklagt dich, auch kein Bauersmann,
Wenn dort ein Leid dir angethan.
Und raubt ein Junker echter Art
Dem Bauern, was er sich erspart,
Der kommt am Ende doch, mein Sohn,
Weit besser wohl als du davon.
Nimmst du, wie andre Ritter frei,
Dem Bauern nur ein Fuder Heu —
Erwischt er dich, so mußt du büßen
An Händen und an Füßen
Für alles, was ihm je genommen.
Er läßt dich nicht zu Worte kommen,
Macht schnelle Rechnung, kurz und gut:
Ein gottgefällig Werk er thut,
Wenn er dich überm Raub erwürgt.
Mein lieber Sohn, das ist verbürgt,
Was ich dir da gesagt; drum bleib
Und wähle dir ein ehlich Weib."
„Nein, Vater, alles will ich tragen,
Doch meiner Reise nicht entsagen.
Mein Nam' soll in der Welt noch tönen.
Befiehl nur deinen andern Söhnen,
Mit dir am Pflug sich abzumühn;
Ich mag nur noch Gebrüll von Küh'n,
Die frei ich mir nach Hause führ'.
Daß ich bei euch noch stehe hier,
Das macht der magre Gaul allein.
Daß ich nicht sause schon querfeldein
Durch Heid' und Stoppel weite Strecken
Und nicht die Bauern durch die Hecken
An ihren Haaren schleife hin:
Das liegt mir wahrlich schwer im Sinn.
Die Armut mag der Teufel holen.
Soll ich drei Jahre lang ein Fohlen
Auffüttern und ein elend Rind:
Solch Leben schlag' ich in den Wind.

Ich will jetzt rauben alle Tage,
Damit ich mir was Gut's erjage,
So rechte volle, fette Koſt.
Das ſoll den Leib vor Winterfroſt
Mir ſchützen, ſo lang noch Leute laufen,
Die billig Rinder wollen kaufen.
Drum, Vater, zögre länger nicht
Und ſei kein knauſeriger Wicht.
Das Roß gieb, das verſprochne, mir,
Ich bleibe länger nicht mehr hier."
Ich will euch nicht ſo lange plagen:
Ein Lodenzeug von dreißig Lagen,[1])
(Von längerm habt ihr nie gehört)
Das gab der Vater für das Pferd.
Dann fetter Kühe viere,
Zwei Ochſen und drei Stiere,
Vier Scheffel Korn noch obendrein:
Das alles mußt' verloren ſein.
Den Hengſt er kauft' um zehen Pfund,[2])
Und hätt' er ihn verkauft zur Stund,
Er wäre kaum bezahlt mit drei'n:
Die ſieben büßt' er dabei ein.
Als nun der Burſche war bereit,
Gerüſtet ſchon im neuen Kleid,
Da ging er prahlend auf und nieder,
Sah auf die Schultern ſtolz hernieder,
Wild ſchüttelnd ſeines Haupts Gelock:
„Ich biſſe wohl durch Stein und Stock,
Mein Mut iſt ſo vermeſſen,
Ich möchte Eiſen freſſen.
Der Kaiſer kann von Glück noch ſagen,
Geht's ihm nicht nächſtens an den Kragen.
Ich raub' ihn aus bis auf die Zeh'n;
Dem Herzog ſoll's nicht beſſer gehn.
Wohl über Zaun und Graben

1) Noch heute nennen die Tiroler den bekannten wetterfeſten Stoff Loden. Die Lagen (stürzen) ſind ein beſtimmtes Maß von $1^1/_2$—2 Fuß Breite, nach welchem das Tuch zuſammengelegt wurde.

2) zehn Pfund Pfenninge. Der Pfenning = 14—15 Pf. R.-W., das Pfund hatte 240 Stück, alſo etwa = 35 Mark R.-W. (nach Heinz).

Und Felder will ich traben,
Mich soll die Furcht nicht hindern
Die ganze Welt zu plündern.
Nun gieb mich frei aus deiner Hut.[1])
Ich will fortan nun kurz und gut
Nach meinem eignen Sinne wachsen.
Ja, Vater, einen wilden Sachsen[2])
Erzögt ihr leichter wohl als mich."
Der Vater sprach: „So will ich dich
Denn lösen nun aus Zucht und Zwang,
Das Unheil gehe seinen Gang.
Doch wenn mein Wort dich meiden soll,
Wenn du dich putzt mit Lock' und Toll,
So hüte deiner Hauben
Mit ihren seidnen Tauben,
Damit niemand mit grober Faust
Sie dir verletzt und dir zerzaust
Dein langes, blondes Lockenhaar.
Und willst du wirklich ganz und gar
Nun meiner Sorg' enthoben sein,
So mehrt sich meiner Sorge Pein:
Du folgst zuletzt noch einem Stabe,
Wohin dich führt ein kleiner Knabe.
Ach, fuhr er fort, mein lieber Sohn,
Laß dir noch raten: bleib davon.
Sollst leben, wie wir leben,
Und essen, was wir geben.
Trink lieber Wasser unverdorben
Als teuren Wein, mit Raub erworben.
Östreicher Schmarn[3]) hält jedermann,
Ob dumm, ob klug, ob Kind, ob Mann,

1) Mache mich mündig.

2) wilder Sahse, ein stehender Ausdruck in mh. Dichtungen, ähnlich gebraucht wie bei uns „Berserker". Vgl. Kudrun 366 und Waltharilied S. 29 unsrer Ausg.

3) clamirre, „ein Gebäck, das aus zwei übereinander gelegten Semmelschnitten besteht, zwischen welche Kalbsgehirn oder zerkochte Zwetschen gelegt werden, worauf das Ganze in Schmalz gebacken wird" (Keinz). Ähnliches Gebäck nennt man heute in Tirol Schmarn oder Krapfen. Vgl. Einl. S. 71. Es wird hier als ein österreichisches Gericht bezeichnet.

So weit man hier und dort auch reise,
Für eine wahre Herrenspeise.
Die iß auch du, mein liebes Kind,
Statt daß du ein geraubtes Rind
Dem Wirt um eine Henne giebst.
Den besten Brei, wie du ihn liebst,
Wird dir die Mutter kochen,
So oft du willst die Wochen.
Damit magst du den Leib dir füllen,
Eh du ein kaum geraubtes Füllen
Eintauschst für eine magre Gans.
Bereit ist dir der Ehren Kranz,
Wohin du lenken magst die Schritte,
Verschmähst du nicht die alte Sitte.
Das Habermus am eignen Tisch
Ist besser als der feinste Fisch,
Den man nicht ißt in Ehren.
Hör' deines Vaters Lehren
Und folge mir: es bringt Gewinn;
Doch willst du nicht, so fahre hin.
Und kommst du auch zu deinem Ziel,
Erwirbst dir Gut und Ehren viel:
Ich habe nichts damit gemein,
Doch auch den Schaden trag allein."
„Trink du nur Wasser, Väterlein,
Ich lobe mir den edlen Wein.
Iß deine Hafergrütze,
Mich dünkt sie wenig nütze.
Will lieber ein gesotten Huhn,
Da soll mir niemand Einspruch thun.
Ich will auch bis an meinen Tod
Nur essen weißes Weizenbrot:
Du bleib bei deinem Hafermehl.
In Rom sagt man — es ist kein Hehl —
Ein Kind erhalt' in früher Jugend
Von seinem Paten eine Tugend.
Mein Pate war ein edler Ritter.
Gesegnet sei der Ehren-Hüter,
Daß mir von ihm solch Edelart
Und Kraft und Mut vererbet ward."

Der Vater ſagte: „Glaub' mir nur,
Der Mann, der ſicher auf der Spur
Der Pflicht einhergeht unentwegt,
Der bieder handelt, ſchlecht und recht,
Iſt der auch nicht ſo hoch geboren,
Er iſt den Menſchen ohne Sporen
Viel mehr wert als das Königskind,
Dem Zucht und Ehre ſind ein Wind.
Und kommen in ein fremdes Land
Ein wackrer Mann aus niederm Stand
Und einer hochgeborner Art,
Dem Ehre nie bekannt noch ward,
Und weiß noch niemand, wer ſie ſind:
Man ſchätzt des niedern Mannes Kind
Weit mehr als den von hohem Adel,
Der ſich erkoren Schmach und Tadel.
Drum willſt du wahrhaft adlig ſein,
Das ſchärf' ich dir getreulich ein,
So adle dich durch deine Thaten.
Mein lieber Sohn, laß dir doch raten.
Durch gute Zucht iſt ſicherlich
Der Ritter erſt recht adelig."
Drauf Helmbrecht: „Vater, das iſt wahr.
Doch Haub' und blondes Lockenhaar
Und meiner ſchönen Kleider Zier,
Die laſſen mich nicht länger hier.
Sie ſtrahlen beide ſo von Glanz
Und ſchicken beſſer ſich zum Tanz
Als für die Egge und den Pflug."
„Weh, daß dich eine Mutter trug!"
— Der Vater ſprach's zum Sohn, dem lieben —
„Willſt Gutes laſſen, Böſes üben!
Wenn du nicht ganz von Sinnen biſt,
Sag', ſchöner Burſche, wer genießt
Das Leben mehr, der, dem man flucht,
Dem alle Welt zu ſchaden ſucht,
Der nur von andrer Schaden lebt
Und wider Gottes Ordnung ſtrebt?
Hat der des Lebens Vollgewinn?
Nun ſchaue nach dem andern hin,

Der täglich alle Welt erfreut,
Und der es nimmermehr bereut,
Wenn er sich abmüht Tag und Nacht,
Daß er den Menschen Freude macht
Und Gott dabei auch ehret.
Wohin er seinen Schritt auch kehret,
Da liebt ihn Gott und alle Welt.
Nun sag', mein Sohn, mir: Wer gefällt,
Wenn Wahrheit soll entscheiden,
Dir besser von den beiden?"
„Mein Vater, sicherlich nur der,
Von dem niemand erfährt Beschwer;
Der andern lebt zu Nutz und Heil,
Der, dünkt mich, hat das beßre Teil."
„Mein Sohn, ein solcher wärest du,
Wenn du mir Folge sagtest zu.
Baust du den Acker mit dem Pflug,
So nützest du der Welt genug:
Du nützest allen dann zugleich,
Ob hoch, ob niedrig, arm und reich.
Dem Wolfe nützt du wie dem Aar
Und aller Kreatur fürwahr,
So viel auf dieser Erden
Gott ließ lebendig werden.
Drum, lieber Sohn, den Acker bau';
Dem Bauern dankt manch edle Frau,
Womit sie schön sich schmückt und ziert;
Und manches Königs Dank gebührt
Allein des Ackerbauers Fleiß.
Ja niemand hat so hohen Preis,
Er müßte gar zu schanden werden,
Gäb's keine Bauern mehr auf Erden."
„Ach wollt' von deinem Predigen
Mich Gott doch bald entledigen!
Wahrhaftig, wär' aus dir geworden
Ein Mann vom heil'gen Pred'gerorden,
Du brächtest wohl ein ganzes Heer
Mit deiner Predigt übers Meer.[1])

1) Du könntest ein Kreuzheer nach dem heiligen Lande predigen.

Eins auch ich nicht verschweigen will:
Erwerben sich die Bauern viel,
So essen sie auch desto mehr.
Was mir das Glück nun auch bescher',
Vom Pfluge will ich nichts mehr wissen,
Will weiße Hände nicht mehr missen.
So wahr ich hoff' auf Gottes Huld,
Der Pflug allein ist daran schuld,
Wenn Schmach mir wird und große Schand'
Beim Tanz an schöner Frauen Hand." [1])
Der Vater sprach: „Nun frage doch,
Ist dir die Mühe nicht zu hoch,
Bei weisen und erfahrnen Leuten,
Wie sie dir diesen Traum wohl deuten:
Du trugst zwei Lichter in der Hand,
Die leuchteten, daß alles Land
Davon erstrahlt' in hellem Glanz.
Und vor'ges Jahr erschien mir ganz
Derselbe Traum, mein liebes Kind,
Von einem Mann, der heuer blind." [2])
Sprach Helmbrecht: „Vater, das ist gut.
Doch wahrt' ich meinen starken Mut
Um solcher wind'gen Märe nicht,
Ich wär' ein jämmerlicher Wicht."
Des Vaters Wort war ihm nur Schaum;
Der sprach: „Ich hatt' noch einen Traum:
Das eine Bein nur setztest du
Gesund zur Erd' in Strumpf und Schuh',
Das andre war zur Hälft' ein Stock;
Auch ragte dir aus deinem Rock
Ein Ding wie eines Armes Stumpf.
Willst du noch retten deinen Rumpf
Und wissen, was der Traum bedeute,
So frage nur die weisen Leute."
„Er kündet nichts als Glück und Heil
Und aller Freuden reichen Teil."
Der Vater sprach: „Noch träumte mir

1) S. Anm. zu V. 92. 2) Welche Nutzanwendung also?

Ein dritter Traum, den merke dir.
Du wolltest fliegen hoch und weit,
Weit über Wald und Feld und Haid':
Da ward ein Fittich dir durchschnitten,
Dein Flug nicht ferner mehr gelitten.
Wird dir der Traum auch Glück zuwenden?
Weh deinen Füßen, Augen, Händen!"
„Die Träume, Vater, alle drei,
Verheißen Sorgen mancherlei."
— So sprach der junge Helmbrecht —
„Such' dir nur einen andern Knecht,
An mir verfehlst du doch dein Ziel,
Mag dir auch träumen, was da will."
„Ach, lieber Sohn, die Träume sind,
Die ich bis jetzt geträumt, nur Wind.
Doch höre jetzt den letzten Traum:
Ich sah dich jüngst an einem Baum;
Von deinen Zehn bis auf das Gras
Man anderthalbe Klafter maß.
Und über deinem Haupte, Knabe,
Saß eine Krähe und ein Rabe.
Dein Haar, vom Sturme wild zerzaust,
Das strählte dir zur rechten Faust
Der Rabe, und die Krähe band
Und kämmt' es dir zur linken Hand.
Weh über solchen grausen Traum,
Weh über diesen Unglücksbaum!
Dem Raben Fluch und Fluch der Krähe!
O weh, wie schlecht ich da bestehe,
Daß ich nicht strenger dich erzog —
Es sei denn, daß das Traumbild log!"
„Und plagen dich, bei Jesus Christ,
Die Träume auch zu jeder Frist,
Sie seien schlimm, sie seien gut,
Ich lasse nimmer meinen Mut
Mir nehmen bis an meinen Tod.
Noch nie war Reisen mir so not.
Behüt' dich Gott, lieb Vater mein,
Und euch, mein liebes Mütterlein,
Und euer beider Kinder

Beschütze er nicht minder!
Gott sei uns allen Schutz und Hort!“ [1])
Sprach's, und zur Stunde ritt er fort.
Abschied nahm er von Vaters Haus
Und stob durchs Gatterthor hinaus.
Euch seine Fahrten all' zu sagen
Müßt' ich drei Tage mich wohl plagen,
Ja selbst in einer Woche kaum
Fänd' ich der Zeit genug und Raum.
Auf eine Burg [2]) kam er geritten,
Dort pflag der Burgherr solcher Sitten,
Daß er des Kampfs sich stets befliß
Und gerne die Gesellen hieß,
Die gerne mochten reiten
Und mit den Feinden streiten.
Dem gab sich Helmbrecht zum Gesinde.
Im Rauben ward er so geschwinde:
Was nur ein andrer liegen ließ,
In seinen Sack er's alles stieß,
Und alles Gut schien ihm gemein.
Kein Raub erschien ihm je zu klein
Und keine Beute je zu groß,
Es mochte rauh sein oder glatt,
Gleichviel, ob's krumm war oder grad',
Das alles nahm in seinen Schoß
Helmbrecht, des Meiers Helmbrecht Kind.
Er nahm das Roß, er nahm das Rind,
Ließ keinem eines Löffels Wert;
Er nahm das Wamms, er nahm das Schwert,
Er nahm den Mantel wie den Rock,
Er nahm die Gais, er nahm den Bock,
Die Mutterschafe samt dem Widder.
Das büßt' er später schwer und bitter.
So manchem armen Bauernweib
Zog Rock und Hemd er von dem Leib,
Den Mantel und das Mieder:

1) Wie ist dieser fromme Segenswunsch im Munde Helmbrechts zu beurteilen? Vgl. Arm. H. zu V. 822 und Einl. S. 69.

2) Vielleicht eine der am untern Inn gelegenen Raubburgen, etwa Ratishof, welche die größte und berüchtigtste war (Keinz).

Wie gern doch hätt' er's wieder
Zurückgebracht, was je er nahm,
Als ihn der Henker machte zahm.
Das ist ach leider nur zu wahr!
Nach Wunsch verging das erste Jahr.
Ein Glückswind trieb sein Schiff dahin,
Das bracht' ihm Heil nur und Gewinn.
Drob ward gar groß sein Übermut,
Denn stets mußt' vom geraubten Gut
Das best' und größte Helmbrechts sein.
Da fiel ihm just die Heimat ein,
Wie's allen Leuten pflegt zu gehn;
Die Seinen will man wiedersehn.
Vom Herrn und der Genossen Troß
Nahm Urlaub er und stieg zu Roß
Und wünscht', daß Gottes Güte
Sie alle Zeit behüte.[1])
Hier hebet an ein Märe,
Das zu verschweigen, wäre
Gar manchem nicht nach seinem Sinn.
Malt' ich's euch nur recht deutlich hin,
Wie man ihn da zu Haus empfing!
Ob man ihm wohl entgegen ging?
O nein, es kam gelaufen
Der ganze Hof in Haufen.
Wirr durcheinander drängten sie,
Die Eltern sprangen, als wär' noch nie
Ein Kalb in ihrem Stall gestorben.
Wer sich das Botenbrot erworben,
Dem gab man, glaubt mir's, ohne Fluch
Wohl Hemd und Hos', und sonst genug.
Sprach da die Freimagd und der Knecht:
„Sei schön willkommen uns, Helmbrecht"?
Ach nein! sie haben's nicht gewagt,
Auch hat man's ihnen untersagt.
Sie sprachen: „Edler Junker mein,
Gott heiß' euch hier willkommen sein!"
„Min leiwe Süsterkindekin,

1) S. o. V. 590.

Gott lat' juch immer fröhlich sin!" [1])
Ihm lief entgegen voll Verlangen
Das Schwesterlein, ihn zu umfangen.
Da sprach er zu der Schwester:
„Gratia vester."
Die Jungen sprangen schnell voran,
Die Alten liefen hinterdran.
Sie küßten ihn unzähl'ge Mal.
Zum Vater sprach er: „Dêu sal"; [2])
Und zu der Mutter sprach er da
Auf Böhmisch gleich: „Dobraytrâ". [3])
Die Alten sah'n einander an,
Der Mann das Weib, das Weib den Mann.
Die Hausfrau sprach: „Herr Ehewirt,
Hier hat uns jemand angeführt;
Es ist nicht unser Sohn, o nein,
Böhm' oder Wende muß er sein."
Der Vater drauf: „Ein Welscher ist
Der Mann, doch der vor kurzer Frist
Fortritt, mein Sohn, ist's nimmermehr
Und gleicht ihm wahrlich doch so sehr."
Drauf seine Schwester Gotelind:
„Er ist nicht euer beider Kind.
Er gab mir Antwort auf Latein.
Er wird wohl gar ein Pfaffe sein."
„Wahrhaftig", sprach nun auch der Knecht,
„Verstand ich seine Worte recht,
So ist er aus dem Niederland,
Vielleicht auch aus dem Land Brabant.
Er sprach: „Min leiwe Süsterkinning". [4])
Er mag wohl sein ein rechter Vläming.

1) Die Narrheit der Deutschen, fremdsprachliche Brocken in ihre Rede zu mischen ist so alt, wie ihre Kultur. Die höfischen Kreise gebrauchten anfangs besonders französische Flocken, wie teilweis noch heute, dann wurde auch niederdeutsch, besonders vlämisch, slavisch und auch lateinisch Mode. Helmbrecht wendet in der folgenden Begrüßung das alles an, um sich einen vornehmen Anstrich zu geben. Zunächst niederdeutsch: „Mein liebes Schwesterkind, Gott lasse euch immer fröhlich sein." „Schwesterkind" soll hier wohl nur Ausdruck herablassender Freundlichkeit sein.

2) altfranzösisch = dieu vous salue.

3) slavisch: „guten Tag" (dobra ytra).

4) kinning, niederdeutsche Koseform.

Der Vater fragte ſchlecht und recht:
„Biſt du mein Sohn, biſt du Helmbrecht?
Gleich drück' ich an mein Herz dich, ſieh,
Sprich nur ein Wort wie wir und die,
Wie unſre Väter einſt gethan,
Damit ich's auch verſtehen kann.
Du ſprichſt nur immer: Deû sal;
Ich weiß nicht, was das heißen ſoll.
Biet deiner Mutter Ehr' und mir,
Das woll'n wir immer danken dir.
Sprich nur ein einz'ges deutſches Wort,
Ich ſtriegle dir den Hengſt ſofort,
Ich ſelber, nicht etwa mein Knecht.
Mein liebes Kind, mein Sohn Helmbrecht,
Dir blühe Glück und Freude nur!"
„Wat ſeggt ji da, ji lütte[1]) Bur,
Un wat ſo'n dämlich olles Wief?[2])
Min Pierd[3]) un minen ſtolten Lief[4])
Soll nimmermehr ein Buersmann
Mit ſinen Poten[5]) griepen[6]) an!"
Der Wirt erſchrak bei dieſem Wort
Gar ſehr, doch fuhr er alſo fort:
„Biſt du mein Sohn, biſt Helmbrecht? Nun,
So koch' ich dir noch heut ein Huhn
Und eines brat' ich dir dazu,
Das ſchwör' ich dir in Wahrheit zu.
Doch biſt du Helmbrecht nicht, mein Sohn,
So mach' dich auf, troll' dich davon
Nach Böhmen oder Wendenland,
Wo deine Stimm' iſt wohl bekannt.
Ich hab' genug mit mir zu ſchaffen:
Ich geb' auch keinem Pfaffen
Mehr als er fordern kann mit Recht.
Seid ihr nun nicht mein Kind Helmbrecht,
Hätt' ich dann alle Fiſch' im Land,
Ihr wüſchet euch doch keine Hand
An meinem Tiſche, ſie zu eſſen.

1) klein, verächtlich. 2) Weib. 3) Pferd.
4) Leib. 5) Pfoten. 6) greifen.

Ihr habt auch sicher nicht vergessen,
Kamt ihr aus Flandern und Brabant,
Kamt weit ihr her aus welschem Land,
Den eignen Sack auch mitzubringen.
Ja, nimmer sollt' es euch gelingen,
Zu rühren an mein Gut fürwahr,
Währt' diese Nacht auch noch ein Jahr.
Ich habe weder Met noch Wein;
Nein, Junker, kehrt bei Herren ein!"
Nun war's schon spät geworden,
Da kam dem Gast von Ritters Orden
Zur rechten Zeit ein guter Rat:
„So helf' mir Gott in seiner Gnad';
Euch zu gestehn bin ich bereit,
Es ist kein Wirt hier weit und breit,
Bei dem ich fände Unterkunft.
Ich war nicht völlig bei Vernunft,
So fremder Red' mich zu versehn.
Es soll auch nimmermehr geschehn."
Drauf fuhr er fort: „Ich bin's, seht her!"
„Ja", sprach der Vater, „sagt nur, wer?"
„Der sich gerad' so nennt wie Ihr!"
Der Vater sprach: „Den nennet mir!"
„Ich heiße kurz und gut Helmbrecht,
Und euer Sohn und euer Knecht
War ich noch bis vor einem Jahr.
Was ich euch sage, das ist wahr."
Der Vater sprach: „Das lüget ihr."
„Und doch ist's wahr." — „Dann nennet mir
Die Ochsen alle vier im Stall."
„Das thu' ich hier und überall.
Hab' ich so lang sie doch gepflegt,
Mit meinem Stecken sie bewegt.
Der eine, der heißt Auer.
Und wär' auch wohl ein Bauer
An Gut und Ehre noch so reich,
Er zierte doch sein Bauernreich.
Der zweite Ochse Nähme hieß;
Ein Tier, so stark und schön wie dies
Ward wahrlich nie gespannt ins Joch.

Jetzt nenn' ich euch den dritten noch:
Behalten hat's mein starker Geist,
Daß dieser dritte Erge heißt.
So kann ich all' sie nennen.
Wollt ihr mich nun erkennen?
Der vierte Sonne ist genannt,
Sind mir nun alle vier bekannt,
So laßt es mich genießen,
Heißt mir das Thor erschließen."
Da rief der Vater: „Thür und Thor!
Nicht länger sollst du stehn davor.
Und Küch' und Keller, Schrank und Schrein,
Das soll dir alles offen sein."
Verwünscht mein Unglück! Wahrlich, nie
Ward mir so gut gethan, wie hie
Dem Burschen, der aus Saus und Braus
Heimkehrt in seines Vaters Haus.
Sein Pferd ward ihm besorgt sogleich,
Gebettet ward ihm wunderweich
Von Mutter und von Schwester.
Der Speise allerbester,
Der gab der Vater reichlich hin.
Wo sonst ich auch gewesen bin,
Ich fand noch nirgends eine Stätte,
Wo man mich so gepfleget hätte.
Die Mutter sprach zur Tochter: „Auf!
Was stehst du noch? mach' hurtig, lauf
Und reich' mir aus der Kammer gleich
Ein Polster und ein Kissen weich.
Draus ward ihm, breit genug und lang,
Ein Pfühl auf warmer Ofenbank.
Da ruht er nun gar sanft und schlief,
Bis man ihn leis zum Essen rief.
Und als den Knaben man geweckt,
Da war auch schon der Tisch gedeckt:
Die Hände wusch er sich, und jetzt
Hört, was man ihm da vorgesetzt.
Ich nenn' euch gleich den ersten Gang:
Wär' ich ein Herr auch von Fürstenrang,
Ich wär' es wohl zufrieden,

Wär's mir nur so beschieden —
Ein Sauerkraut,[1]) geschnitten fein,
Und gutes Fleisch gelegt hinein,
An Fett und magren Stücken reich.
Vernehmt vom zweiten Gang sogleich:
Ein fetter Käse, mürb und zart,
War's, der jetzt aufgetragen ward.
Nun höret, was ich mehr noch weiß.
Nie ward am Spieß mit größrem Fleiß
Noch feister eine Gans gebraten:
Wie fröhlich sie das thaten!
Sie gönnten's alle ihm so gern!
Der größte Vogel nah und fern
War diese Gans, gleich einer Trappe,
Die mußt' verspeisen nun der Knappe.
Ein Huhn gebraten, eins gesotten,
So wie der Wirt vorher geboten,
Die wurden auch noch aufgetragen.
Ein edler Herr, der just beim Jagen
Lang auf dem Anstand müßte stehn,
Der möcht' solch Essen nicht verschmähn.
Noch manche Speise brachte man,
Die sonst nicht kennt der Bauersmann;
Die gaben sie dem Knaben,
Den Leib daran zu laben.
Der Vater sprach: „Und hätt' ich Wein,
Er müßte heut' getrunken sein.
Mein lieber Sohn, nun trinke heut'
Vom klaren, frischen Quell, der weit
Im Land der allerbeste ist;
's giebt keinen, der sich mit ihm mißt,
Als höchstens zu Wanghausen[2]) der,
Den aber trägt uns niemand her."
Als sie in Freuden aßen,
Da konnt's nicht länger lassen

1) Noch heute ist nach Keinz in jenen Gegenden Sauerkraut das erste Gericht bei jedem bäuerlichen Mahle.

2) an der Salzach, s. Einl. S. 70. Die Bezeichnung „das goldene Brünnel" findet sich übrigens mehrfach in Tirol.

Der Vater, ihn zu fragen
Nach höfischem Betragen,
Wie er's gelernt bei Hof jetzund.
„Mein Sohn, die Sitten thu mir kund,
So bin auch ich dazu bereit,
Zu sagen, wie vor langer Zeit
In meinen jungen Jahren
Die Leut' ich sah gebahren."
„Ach Vater, das erzähle jetzt,
Ich geb' auch Antwort dir zuletzt
Auf aller deiner Fragen Ziel.
Der neuen Sitten kenn' ich viel."
„Vor Zeiten, da ich war noch Knecht,
Hat mich mein Vater schlecht und recht
— Großvater war er dir genannt —
Oftmals nach Hofe hingesandt
Mit Käse und mit Eiern,
Wie 's heut' noch Brauch bei Meiern.
Da hab' die Ritter ich betrachtet
Und alles ganz genau beachtet.
Sie waren edel, kühn und treu,
Von Trug und niederm Sinne frei,
Wie 's leider heut' nicht oft zu schau'n
Bei Rittern und bei Edelfrau'n.
Die Ritter wußten manches Spiel,
Das edlen Frauen wohlgefiel.
Eins wurde Buhurdier'n genannt,
Das that ein Hofmann mir bekannt,
Als ich ihn nach dem Namen fragte
Des Spiels, das da so wohl behagte.
Sie rasten dort umher wie toll
— Drob war man ganz des Lobes voll —
Die einen hin, die andern her.
Jetzt sprengte dieser an und der,
Als wollt' er jenen niederstoßen.
Bei meinen Dorfgenossen
Ist selten solcherlei geschehn,
Wie dort bei Hof ich's hab' gesehn.
Als sie vollendet nun das Reiten,
Da sah ich sie im Tanze schreiten

Mit hochgemutem Singen:[1])
Das läßt Kurzweil gelingen.
Bald kam ein muntrer Spielmann auch,
Der hub zu geigen an, wie 's Brauch.
Da ſtanden auf die Frauen,
Holdſelig anzuſchauen.
Die Ritter traten jetzt heran
Und faßten bei der Hand ſie an;
Da war nun eitel Wonne gar
Bei Frauen und der Ritterſchar
Ob ſüßer Augenweide.
Die Junker und die Maide,
Sie tanzten fröhlich allzugleich
Und fragten nicht, ob arm, ob reich.
Als auch der Tanz zu Ende war,
Da trat ein Sänger in die Schar
Und las von einem, Ernſt genannt;[2])
Und was von Kurzweil allerhand
Am liebſten jeder mochte treiben,
Das fand er dort: Nach Scheiben
Mit Pfeil und Bogen ſchoß man viel;
Die andern trieben andres Spiel,
Sie freuten ſich am Jagen.
O weh, in unſern Tagen
Wär' nun der Beſte, das iſt wahr,
Wer dort der Allerſchlecht'ſte war.
Da wußt' ich wahrlich, was uns mehrt
Die Ehr' und auch was ſie verkehrt.
Die falſchen, loſen Geſellen,
Die boshaft ſich verſtellen
Und Recht und Sitte höhnen —
Niemand wollt's ihnen gönnen,
Zu eſſen von des Hofes Speiſe.

1) ſ. o. zu V. 92.

2) Spielmannsdichtung von Ernſt von Schwaben, dem Stiefſohne Konrads II., nach lateiniſcher Vorlage im 12. und 13. Jahrh. öfter in deutſchen Verſen, endlich im 15. Jahrh. in Proſa bearbeitet. Zur Zeit des Dichters war alſo gewiß das Gedicht des 13. Jahrh. als litterariſche Neuigkeit gemeint. — Zu der ganzen Schilderung iſt zu vergleichen der Eingang des Iwein S. 50.

Heut' ist bei Hofe weise,
Wer schlemmen und betrügen kann;
Der ist bei Hof der rechte Mann
Und hat an Geld und Gut und Ehr'
Ach, leider immer noch viel mehr
Als einer, der rechtschaffen lebt
Und fromm sich Gottes Huld erstrebt.
So viel weiß ich von alter Sitte;
Nun, Sohn, thu mir die Ehr', ich bitte,
Erzähle von der neuen nun."
„Das, Vater, will ich treulich thun.
Jetzt heißt's bei Hof nur: Immer drauf,
Trink, Bruder, trink, und sauf und sauf,
Trink dies, so sauf' ich das, juchhe!
Wie könnt' uns wohler werden je?
Nun höre, was ich sagen will:
Einst fand man edler Ritter viel
Bei schönen, werten Frauen.
Heut' kann man sie nur schauen,
Wo unerschöpflich fließt der Wein.
Und nichts macht ihnen Müh und Pein
Vom Abend bis zum Morgen,
Als nur das eine Sorgen,
Wenn nun der Wein zur Neige geht,
Ob sie der Wirt auch wohl berät
Und neuen schafft von gleicher Güte.
Da suchen Kraft sie dem Gemüte.
Ihr Werben und ihr Minnen
Gilt schönen Schenkerinnen:
Komm, süßes Mädchen, füll' den Krug,
's giebt Narr'n und Affen noch genug,
Die statt zu trinken ihren Leib
Elend verhärmen um ein Weib.
Wer lügen kann, der ist ein Held,
Betrug ist, was bei Hof gefällt,
Und wer nur brav verleumden kann,
Der gilt als rechter höf'scher Mann.
Der Tüchtigste ist allerorten,
Wer schimpft mit den gemeinsten Worten.
Wer so altmodisch lebt wie ihr,

Der wird bei uns, das glaubet mir,
In Acht und schweren Bann gethan.
Und jedes Weib und jeder Mann
Liebt ihn nicht mehr noch minder
Als Henkersknecht und Schinder.
Und Acht und Bann ist Kinderspott." [1])
Der Alte sprach: „Erbarm' sich Gott!
Ihm klag' ich täglich neu das Leid,
Daß sich das Unrecht macht so breit.
Dahin ist der Turniere Pracht,
Dafür hat neues man erdacht.
Einst rief man kampfesfreudig so:
Frisch auf, Herr Ritter, frisch und froh!
Jetzt aber schallt's an allen Tagen:
Hussah, Herr Ritter, frisch auf zum Jagen,
Stich hier und schlag zu Tode den,
Und blende, wer zu gut kann sehn.
Dem dort hau frisch nur ab das Bein,
Den laß der Hände ledig sein.
Laß den am nächsten Baume hangen,
Doch jenen Reichen nimm gefangen,
Er zahlt uns gerne hundert Pfund."
„Mir sind die Sitten alle kund,
Mein Vater, und ich könnte eben
Von diesem neuen Brauch und Leben
Noch viel erzählen, doch heut' nicht mehr;
Ich ritt den ganzen Tag umher,
Und mich verlangt nach Ruhe nun."
Man mocht' ihm gern den Willen thun.
Bettlaken waren dort noch fremd,
Allein ein neugewaschen Hemd,
Das breitete gar linde
Ihm übers Bett Gotlinde;
Da schlief er bis zum hellen Tage.
Vernehmt, was ich euch weiter sage.
Nicht mehr als billig ist's und recht,
Daß nun der junge Helmbrecht
Aus seinem Ranzen ausgepackt,

1) Geistliches und weltliches Gericht wird nichts geachtet.

Was er bei Hofe eingesackt
Für Vater, Mutter, Schwesterlein.
Was mögen das für Dinge sein?
Ja kenntet ihr die schönen Sachen,
Ihr müßtet weidlich drüber lachen.
Dem lieben Vater schenkt' der Herr
Den besten Wetzstein — nimmermehr
Trug noch im Gurte solchen Stein
Ein Bau'r — und eine Sense fein,
Wie keine zweite schnitt durchs Gras;
Echt Bauernkleinod nenn' ich das.
Dazu ein Beil von solchem Schlag:
So lang ein Schmied auch schmieden mag,
Ein solches schmiedet er doch nicht.
Auch eine Hacke von Gewicht
War da, und einen Fuchspelz fein,
Den schenkt' er seinem Mütterlein,
Der Knabe Helmbrecht, jung und keck.
Er nahm ihn einem Pfaffen weg,
Doch ob geraubt, ob nur gestohlen,
Das sollt' euch bleiben unverhohlen,
Wär's mir nur selber kundgethan.
So hatt' er einem Krämersmann
Ein seiden Kopftuch einst genommen,
Das mußt' nun Gotelind bekommen.
Und eine Borte, goldbeschlagen,
Die wahrlich besser sollte tragen
Wohl eines hohen Herren Kind,
Schenkt' er der Schwester Gotelind.
Dem Knecht aus ganz besondrer Gunst
Gab Riemen-Schuh' er; keinem sonst
Hätt' er so weit aus fernem Land
Sie hergebracht mit eigner Hand.
Er war so höfisch durch und durch:
Schritt er noch in der Ackerfurch',
Er ließ den Knecht wohl barfuß gehn.
Der Freimagd[1]) gab er fein und schön

1) Sie ist frîwîp, wie der Knecht frîman, d. h. nicht leibeigen, sondern im Mietsverhältnis stehend. Sie erhalten Haus und Acker und müssen dafür bestimmte Dienste leisten.

Ein Kopftuch und ein rotes Band.
Wie nötig das die Dirne fand!
Nun sprecht, wie lange hielt's noch aus
Der Bursch in seines Vaters Haus?
Nur sieben Tage sind's fürwahr,
Die Zeit doch däucht' ihn fast ein Jahr,
Daß er nicht übte mehr den Raub.
Sogleich begehrt' er Urlaub
Von Vater und von Mutter.
„Ach, lieber Sohn, du guter,
Vermagst du's, hier zu leben:
Was ich dir hab' zu geben,
Das geb' ich dir, so lang ich bin.
Setz' dich mit uns zum Essen hin,
Geh' nicht mehr ruhlos aus und ein
Und laß die höf'schen Sitten sein;
Die sind so bitter oft und sauer.
Viel lieber bin ich doch ein Bauer
Als so ein armer Rittersmann,
Der nie von eignem Gut gewann
Den Zins und muß zu allen Zeiten
Um's liebe Leben reiten.[1])
Am Abend wie am Morgen
Plagt ihn nur Angst und Sorgen,
Daß er von Feinden werd' gefangen,
Verstümmelt oder aufgehangen."
„Hör', Vater", hub der Junge an,
„Was du mir gastlich angethan,
Vergelt' ich dir mit stetem Dank.—
Doch seit ich keinen Wein mehr trank,
Ist mehr als eine Woche her;
Drum muß ich schon drei Löcher mehr
Den Gürtel schnallen mir zurück.
Der Rinder brauch' ich etlich Stück,
Eh' ich die Schnalle wiederseh',
Wo sie so fest gesessen eh.

1) Damals blickten die freien Bauern oft stolz auf die besitzlosen, abenteuernden Ritter herab, und diese heirateten sehr gern in solche Bauerngüter hinein, wenn nur der Bauer nicht zu stolz war, seine Tochter zu geben. Vgl. G. Freytag, Brüder vom deutschen Hause.

Jetzt heißt es: Lustig durch das Land!
Die Rinder aus dem Pflug gespannt!
Ich will nicht ruhen Tag und Nacht,
Bis wieder mir in alter Pracht
Das Bäuchlein strotzt. Ein reicher Mann
Hat mir das größte Leid gethan,
Das je ein Mann mir zugefügt.
Ich sah ihn jüngst noch ganz vergnügt
Durch meines Paten Saatfeld reiten.
Ereil' ich ihn, mit ihm zu streiten,
Er soll's bezahlen mir mit Haufen.
Ja seine Rinder sollen laufen,
Und all' sein Vieh, die Schaf' und Schwein',
Weil er dem lieben Paten mein
Die saure Arbeit so zertrat:
Schwer kränkt mich diese Missethat.
Noch ist ein andrer reicher Mann,
Der hat mir auch viel Leids gethan:
Der aß zu seinen Krapfen Brot![1])
Rächt' ich das nicht, ich wäre tot.
Und einen dritten kenn' ich noch,
Der that mir an das schlimmste doch
Von allem, was ich sonst gelitten.
Und wollt' ein Bischof für ihn bitten,
Ich ließe meine Rache nicht
Für alles, was mir zugefügt."
„Was war das?" sprach der Vater drauf.
„Er schnallte seinen Gürtel auf,
Dieweil er saß bei Tische.
Hei, wenn ich ihn erwische!
Und alles, was da heißet sein,
Das muß noch alles werden mein.
Was ihm den Pflug zieht und den Wagen,
Davon will ich noch fröhlich tragen
Ein neu Gewand zum Weihnachtsfest.
Wie ich's auch anseh', das steht fest.

1) Unhöfisches Betragen, weil die feinen Krapfen und das grobe Brot nicht zusammenpassen. Unhöfisches Betragen kennzeichnet auch die folgenden Vorgänge, die Helmbrecht angeblich beleidigt haben.

Was denkt sich so ein dummer Gauch
Und noch so mancher andre auch,
Der mir gethan solch Herzeleid?
Ja, ließ ich ungerächt das heut',
So wär' ich wohl ein feiger Wicht.
Noch einer kannte Sitte nicht.
Er blies von seinem Bier den Schaum.
Laff' ich ihn straflos, werd' ich kaum
Der Gunst der Frauen wieder wert
Und will kein ritterliches Schwert
An meiner Seite wieder tragen.
Lebt wohl! Ihr sollt in wenig Tagen
Von Helmbrecht Märe hören,
Wie er kann weite Höfe leeren;
Und find' ich nicht den Herrn im Haus,
So raub' ich doch die Ställe aus."
Der Vater sprach: „Nun nenne mir
(Ich will's dir danken für und für)
Die lieben Freunde dein, die Knaben,
Die solches dich gelehret haben,
Daß du den Reichen kurz und gut
Mußt strafen um sein Hab und Gut,
Wenn zu den Krapfen Brot er aß?
Wer sind die Freunde? Sag' mir das."
„Das ist mein Kamerad Lämmerschling
Und Schluckdenwidder, die solche Ding
Mich eben lehrten mit Bedacht.
Nun nenn' ich mehr dir noch, gieb Acht:
Der Höllensack und Rüttelschrein,
Das sind die lieben Meister mein,
Und Kirchenraub und Kühefraß.[1])
Vielliebe Freunde sind mir das.
Seht, Vater, von so edlem Stand
Sind diese sechs, die ich genannt.
Wolfsrachen heißt ein andrer Freund,
So treu der's mit den Seinen meint,
Mit Muhme, Base, Oheim, Vetter,

1) Solche Beinamen waren in der Raubritterzeit allgemein bekannt. Sie kennzeichnen die rohe und wüste Zeit.

Daß er beim ſchlimmſten Winterwetter
Kein Hemde läßt an ihrem Leib.
Er läßt dem Manne wie dem Weib
Nichts ihre Blöße zu bedecken
Und iſt für Freund und Feind ein Schrecken.
Mein lieber Freund Wolfsrüſſel,
Der öffnet ohne Schlüſſel
Jedwedes Schloß und jede Truh'!
Ich zählt' im Jahre nahezu
Wohl hundert Kaſten, klein und groß,
Von denen ſprang ſogleich das Schloß,
Trat er gemächlich nur dazu.
Pferd, Ochſen und gar manche Kuh
Sind ungezählt geblieben,
Die er vom Hof getrieben,
Denn hurtig ſprang von jedem Thor
Das Schloß, ſobald er trat davor.
Noch kenn' ich einen Zechkumpan,
Wahrlich, kein Knappe noch gewann
So edlen Namen von zartem Sinn!
Den gab ihm eine Herzogin,
Die edele und freie
Vom Land Nonarrnarreie.[1])
Der liebe Freund heißt Wolfesdarm.
Es mag nun kalt ſein oder warm,
Des Raubes wird er nimmer voll.
Diebſtahl thut ihm ſo innig wohl,
Daß er ihn niemals ſatt bekommt;
Er fragte niemals noch, was frommt,
That nie zum Guten einen Schritt
Und wird auch künftig ſeinen Tritt
Nur lenken zu neuer Miſſethat,
Wie Krähen nach der jungen Saat."
Der Vater ſprach: „Nun ſage mir,
Welch Namen gaben ſie denn dir,
Die feinen guten Geſellen dein
In eurem traulichen Verein?"

1) Phantaſiename, an Navarra mit der Nebenbeziehung auf Narr anklingend.

Wär's mir nur so beschieden —
Ein Sauerkraut,[1]) geschnitten fein,
Und gutes Fleisch gelegt hinein,
An Fett und magren Stücken reich.
Vernehmt vom zweiten Gang sogleich:
Ein fetter Käse, mürb und zart,
War's, der jetzt aufgetragen ward.
Nun höret, was ich mehr noch weiß.
Nie ward am Spieß mit größrem Fleiß
Noch feister eine Gans gebraten:
Wie fröhlich sie das thaten!
Sie gönnten's alle ihm so gern!
Der größte Vogel nah und fern
War diese Gans, gleich einer Trappe,
Die mußt' verspeisen nun der Knappe.
Ein Huhn gebraten, eins gesotten,
So wie der Wirt vorher geboten,
Die wurden auch noch aufgetragen.
Ein edler Herr, der just beim Jagen
Lang auf dem Anstand müßte stehn,
Der möcht' solch Essen nicht verschmähn.
Noch manche Speise brachte man,
Die sonst nicht kennt der Bauersmann;
Die gaben sie dem Knaben,
Den Leib daran zu laben.
Der Vater sprach: „Und hätt' ich Wein,
Er müßte heut' getrunken sein.
Mein lieber Sohn, nun trinke heut'
Vom klaren, frischen Quell, der weit
Im Land der allerbeste ist;
's giebt keinen, der sich mit ihm mißt,
Als höchstens zu Wanghausen[2]) der,
Den aber trägt uns niemand her."
Als sie in Freuden aßen,
Da konnt's nicht länger lassen

1) Noch heute ist nach Keinz in jenen Gegenden Sauerkraut das erste Gericht bei jedem bäuerlichen Mahle.

2) an der Salzach, s. Einl. S. 70. Die Bezeichnung „das goldene Brünnel" findet sich übrigens mehrfach in Tirol.

Der Vater, ihn zu fragen
Nach höfischem Betragen,
Wie er's gelernt bei Hof jetzund.
„Mein Sohn, die Sitten thu mir kund,
So bin auch ich dazu bereit,
Zu sagen, wie vor langer Zeit
In meinen jungen Jahren
Die Leut' ich sah gebahren."
„Ach Vater, das erzähle jetzt,
Ich geb' auch Antwort dir zuletzt
Auf aller deiner Fragen Ziel.
Der neuen Sitten kenn' ich viel."
„Vor Zeiten, da ich war noch Knecht,
Hat mich mein Vater schlecht und recht
— Großvater war er dir genannt —
Oftmals nach Hofe hingesandt
Mit Käse und mit Eiern,
Wie 's heut' noch Brauch bei Meiern.
Da hab' die Ritter ich betrachtet
Und alles ganz genau beachtet.
Sie waren edel, kühn und treu,
Von Trug und niederm Sinne frei,
Wie 's leider heut' nicht oft zu schau'n
Bei Rittern und bei Edelfrau'n.
Die Ritter wußten manches Spiel,
Das edlen Frauen wohlgefiel.
Eins wurde Buhurdier'n genannt,
Das that ein Hofmann mir bekannt,
Als ich ihn nach dem Namen fragte
Des Spiels, das da so wohl behagte.
Sie rasten dort umher wie toll
— Drob war man ganz des Lobes voll —
Die einen hin, die andern her.
Jetzt sprengte dieser an und der,
Als wollt' er jenen niederstoßen.
Bei meinen Dorfgenossen
Ist selten solcherlei geschehn,
Wie dort bei Hof ich's hab' gesehn.
Als sie vollendet nun das Reiten,
Da sah ich sie im Tanze schreiten

Nicht lange hängen läßt am Strang.
Mit eigner Hand nimmt sie dich ab
Und schleppt dich in ein ehrlich Grab
Am Kreuzweg.[1]) Sicher kannst du sein,
Daß Weihrauch sie und Myrrhen fein
Dir bringt und also treu bedacht
Dein Grab umwandelt jede Nacht,
Bis hingegangen ein ganzes Jahr.
's ist, lieber Freund, wahrhaftig wahr,
Sie wird umräuchern dein Gebein:[2])
So gut ist sie, so treu und rein.
Doch hat die Blindheit deinem Wert
Ein gütiges Geschick beschert:
Sie leitet dich durchs ganze Land
Auf Weg und Steg mit ihrer Hand.
Und wird der Fuß dir abgeschlagen,
So wird sie dir die Krücken tragen
Zum Bette jeden Morgen.
Und sei nur ohne Sorgen:
Wenn man dir außer deinem Fuße
Noch eine Hand abhaut zur Buße,
Sie würde bis an deinen Tod
Dir sorglich schneiden Fleisch und Brot."
Zu mir sprach Lämmerschling sodann:
„Will deine Schwester mich zum Mann,
Zur Morgengab' will ich ihr geben,
Davon sie mag in Freuden leben.
Ich habe voller Säcke drei,
Die sind fürwahr so schwer wie Blei.
Der eine birgt, voll bis zum Rand,
Viel unverschnittne Leinewand,
Gar köstlich, wer sie auch begehrt.

1) Wo die Verbrecher verscharrt wurden. Im folgenden wird der üblichen Strafen gedacht, welche den Räubern bevorstanden, wenn sie gefangen wurden. Dazu kommt noch die Lynchjustiz der Bauern, welcher Helmbrecht schließlich selbst verfiel. — Wie ist dieser Teil der Rede Helmbrechts wieder aufzufassen? Vgl. oben zu V. 590 und V. 929 ff. Welche Forderung, die wir an die Dichter stellen, ist hier wie an den bezeichneten Stellen nicht erfüllt? Oder will der Dichter hier absichtlich die Roheit Helmbrechts beleuchten?

2) Noch heute üblich. Man geht räuchernd um den Toten herum.

Die Ell' ist fünfzehn Kreuzer[1]) wert:
Das wird Gotlind gefallen.
Im andern stecken Ballen
Von Schleifen, Kleidern, Rock und Hemd.
Ihr soll die Armut werden fremd.
Werd' ich ihr Mann und sie mein Weib,
So soll sie schmücken ihren Leib
Wahrhaftig gleich am nächsten Tage.
's ist alles ihr, was ich erjage.
Der dritte Sack ist vollgepfropft
Und bis zum Platzen vollgestopft
Mit feinsten Zeugen wunderbar
Und Scharlach Tuch, das ganz und gar
Mit Pelz gefüttert ist wie Flaum.
Und ringsum ziert des Kleides Saum
Ein Ding, heißt schwarzer Zobelpelz.
Ganz nah hiebei, tief im Gehölz,
In einer Schlucht hab' ich's verborgen.
Das geb' ich ihr am nächsten Morgen."
Um all das bracht' des Vaters Spott
Dich, Gotelind; behüt' dich Gott!
Dein Leben wird dir sauer.
Und nimmt dich endlich noch ein Bauer
Zu seinem Weib in rechter Eh',
So geht erst an das rechte Weh.
Mußt auf dem Acker dich dann plagen,
Mußt Flachs ihm brechen, schwingen, schlagen,[2])
Mußt Rüben aus der Erde graben:
Du könntest's wahrlich besser haben
Bei meinem Freunde Lämmerschlind.[3])
O weh, lieb' Schwester Gotelind,
Es muß mich ewig kränken,
Willst du dein Herz einst schenken

1) Nach Keinz gab es im 13. Jahrhundert in Tirol Kreuzer, von denen etwa 30 = 1 M. R.-W. waren.

2) Die drei ersten Stadien der Behandlung des Flachses.

3) Im Original heißt der Name Lemberslind (slinden = schlingen vgl. unser Schlund) und reimt fast immer mit Gotelind. Verschiedene Gründe ließen es wünschenswert erscheinen, diese Reimstellung und daher in ihr die mittelhochdeutsche Form des Namens beizubehalten.

Dem ungeschlachten Bauern — nein,
Solch Minnen wird dir nur zur Pein!
Weh deinem Vater, dreimal Weh,
Er hat an allem Schuld von je!"
„Ach lieber Bruder Schlingdasland,
Gott segne fürder deine Hand"
— So sprach jetzt Schwester Gotelinde —
„Schaff, daß mir Lämmerschling geschwinde
Gegeben wird zum Manne.
Dann prasselt mir die Pfanne,
Dann trink' ich allerbesten Wein,
Und voll ist jeder Schrank und Schrein.
Mir wird gebraut das beste Bier,
Das feinste Mehl gemahlen mir.
Und hab' ich erst die Säcke drei,
So bin ich aller Armut frei,
So kann ich essen, kann mich decken;
Was sollte fürder mich noch schrecken?
Dann ist mir alles ja gewährt,
Was nur ein Weib vom Mann begehrt.
Auch bin ich willig und bereit
Zu allem, was den Mann erfreut
An einem treuen Weibe,
Frisch und gesund am Leibe.
Der Vater hält mich nur noch hier.
Nun, lieber Bruder, schwöre mir,
Was ich jetzt rede, das verschweig!
Ich folge dir zum schmalen Steig
Die Kienleit'[1]) hin, bald zu erwarmen
In meines Trautgesellen Armen."

Die Eltern haben dies Zwiegespräch nicht mehr gehört (s. oben V. 1238). Helmbrecht, erfreut über Gotelindens Entschluß, verspricht ihr einen Boten zu senden, wenn die Hochzeit vorbereitet sei. Ihm solle sie folgen. Damit reitet er fort.

Als Lämmerschling er kund gethan,
Wes seine Schwester sich versann,
Da küßt' er selig ihm die Hand,

1) Der noch heute so benannte steile Abhang, eine Viertelstunde vom Helmbrechtshof, über welchen der schmale Steig auf die Hochebene führt, s. Einl. S. 71 und das Kärtchen.

Geſicht und Mund und ſein Gewand,
Und grüßte minniglich die Winde,
Die zu ihm wehten von Gotlinde.[1])
Von großem Leid laßt euch nun ſagen.
Es mußten Hab und Gut beklagen
Der Witwen und der Waiſen Schar.
Im Lande rings groß Trauern war,
Als Lämmerſchling, der edle Held,
Und die er ſich zum Weib erwählt
Den Brautſtuhl rüſten ließen.
Was in den Schlund da ſollte fließen,
Das ward weither herbeigeſchafft.
Der edlen Knappen Mut und Kraft
Nicht müßig durfte bleiben.
Sie mußten zieh'n und treiben
Von früh bis ſpät auf Roß und Wagen
Vorrat für Kehl' und Magen
In Lämmerſchlinges Vaterhaus:
Der königliche Hochzeitsſchmaus,
Als Artus Frau Ginevren freite,
Der war — ſo ſagen mir die Leute —
Ein Wind vor all der Zier und Pracht,
Die Lämmerſchling hier wett gemacht.
Als alles nun vollendet ſchien,
Schickt Helmbrecht ſeinen Boten hin.
Der war zurück bald wie der Wind
Und brachte mit ſich Gotelind.
Als Lämmerſchling vernommen,
Daß Gotelind gekommen,
Da ging er ihr entgegen froh
Und grüßt' mit höf'ſcher Zucht ſie ſo:
„Willkommen, Herrin Gotelind!"
„Das lohn' euch Gott, Herr Lämmerſchlind."
Zärtliche Blicke flogen
Wie Pfeile von dem Bogen
Wohl zwiſchen beiden hin und her.
Sie ſah zu ihm, zu ihr ſah er.
Herr Lämmerſchling ſchoß ſeinen Pfeil

1) Nach Art des ritterlichen Minnedienſtes.

In Gotelindes Herz, dieweil
Er Nachdruck gab mit schönen Worten:
Das war zu lohnen allerorten,
Wie's ziemte edler Weiblichkeit,
Gotlind, so gut es ging, bereit.
Nun geben wir der Gotelind
Zum Manne schnell den Lämmerschlind
Und Lämmerschlind geschwinde
Soll freien Gotelinde.
Ein Mann stand auf in grauen Haaren,
Der war in Reden wohl erfahren
Und kannte diesen Brauch genau.
Er stellte beide, Mann und Frau,
In einen Kreis und sprach sofort:
„Wollt, Lämmerschling, Gotlind ihr dort
Als ehlich Weib, so sprechet ja."
„Gern will ich", sprach der Bursche da.
Zum zweiten Male fragt' er ihn;
„Ich will", sprach jener wie vorhin.
Zum dritten Mal der Alte fragte:
„Nehmt ihr sie gern?" Der Bursche sagte:
„So lieb, bei Gott, mir Seel' und Leib,
Ich nehme gerne dieses Weib."
Zu Gotelinden sprach er dann:
„Wollt ihr zum ehelichen Mann
Den Herren Lämmerschling allhier?"
„Ja, Herr, wenn Gott ihn schenket mir."
„Nehmt ihr ihn gern?" fragt' wieder er.
„Gern, Herr, gebt nur sogleich ihn her!"
Zum dritten: „Wollt ihr wirklich ihn?"
„Ja doch, ich sagt' es schon vorhin."
Da gab zum Weib er Gotelinden
Herrn Lämmerschlind geschwinde
Und gab den edlen Lämmerschlind
Zum Mann der Jungfrau Gotelind.
Drauf sangen sie in Freud und Lust,
Er auf den Fuß ihr treten mußt'.[1])

1) Zeichen der Besitzergreifung und zur Trauordnung gehörig. Heute noch in vielen Gegenden als Scherz üblich. Auch die Braut sucht

Nun ist das Essen auch bereit.
So ist's für uns denn hohe Zeit,
Dem Paare hier aus den Gesellen
Die Hofbeamten zu bestellen.
Der Marschall[1]) wurde Schlingdasland,
Der füllt' die Krippen bis zum Rand.
Zum Schenken nahm man Schluckdenwidder,
Und Höllensack ging hin und wieder
Den Gästen Plätze anzuweisen.
Als Truchseß mußte man ihn preisen,
Dem nie getraut noch jung und alt.
Der Rüttelschrein ward Kämmrer bald
Und Küchenmeister Kühefraß.
Der gab es gern, was man da aß;
Und was man briet, und was man sott,
Dazu gab Kirchenraub das Brot.
Man fand wohl reich're Hochzeit kaum.
Der Wolfesdarm und Wolfesgaum
Und der Geselle Wolfesrüssel,
Die leerten manche Schüssel
Und manchen Becher, weit und tief;
Der Wein da unerschöpflich lief.
Da schwand den Burschen Speis' und Trank,
Als bliese just da, Gang auf Gang,
Ein schneller Wind vom Tische
Das Wildbret und die Fische.
Jeglicher schlang hinab, was dort
Der Truchseß rührig fort und fort
Ihm aus der Küche aufgetragen.
Ja, sollte noch ein Hund benagen

dem Bräutigam auf den Fuß zu treten, denn man meint, daß der in der Ehe das Regiment führen werde, der dem andern zuerst auf den Fuß trete. Die ganze Stelle dient mit als Quelle für die Form der Eheschließung im Mittelalter. Vergleiche dazu Verlöbnisse und Hochzeiten im Nibelungenliede (Siegfried und Kriemhild, Giselher und Rüdigers Tochter), Gudrunliede (die vier Hochzeiten), Parzival (Parzival und Kondwiramur), Armen Heinrich (Schluß). Was ist daraus in Bezug auf die Mitwirkung der Kirche zu schließen?

1) marschalk eigentlich der Pferdeknecht (Stallmeister), daher hier das Bild von dem Füllen der Krippen.

Die Knochen, die man ihm gelassen,
Der konnte wenig dran erfassen.
Wohl wahr ist's, was ein Weiser singt,
Daß jeder gierig noch verschlingt
Von seiner Speise, was er kann,
Wenn ihn der grimme Tod faßt an.
Drum schlemmten sie in Saus und Braus,
Denn dieses war ihr letzter Schmaus,
Bei dem sie lustig aßen
Und froh beisammen saßen.
Gotlinde hub da plötzlich an:
„Ach, Lämmerschling, mein lieber Mann,
Mir schauert es durch Mark und Bein,
Es könnten Feinde nahe sein,
Die uns Verderben sinnen.
Ach könnt' ich doch von hinnen!
Ach Vater, Mutter, daß zu euch
Mich nimmer führet Weg noch Steig!
Ich fürchte, daß Herr Lämmerschling
Mit seinen Säcken mir noch bring'
Viel Schand', und Schaden noch dazu,
Das raubt mir Frieden nun und Ruh'.
Wie wohl wär' ich daheim geborgen;
Nun drücken mich die schweren Sorgen!
Des Vaters Armut wäre mir
Viel besser als im Reichtum hier
Zu sitzen voller Angst und Pein.
Es muß ein wahres Sprichwort sein,
Was uns die Alten schon gelehrt,
Daß einer, der zu viel begehrt,
Zuletzt nichts wird erlangen.
Habgieriges Verlangen
Verdammt des heil'gen Gottes Mund
Und stürzet in der Hölle Schlund.
Zu spät, ach, komm' ich zu Verstand.
Daß ich dem Bruder nachgerannt
So hurtig mit vermeßnem Sinn,
Drob nimmt mich Schmerz und Reue hin."
So sah gar bald die arme Braut,
Viel besser sei's, das magre Kraut

Zu essen an des Vaters Tisch
Als hier bei Lämmerschling den Fisch.
Als so sie nach dem Essen
Ein Weilchen noch gesessen,
Und mancher Spielmann reiche Habe
Für seiner Späße lust'ge Gabe
Von Braut und Bräutigam genommen,
Da sah von ungefähr man kommen
Den Richter und vier Häscher bald.
Des Rechtes siegende Gewalt
Warf nieder gleich die starken Zehn.
Ihm konnte niemand mehr entgehn,
Ob er geschlüpft ins Ofenloch,
Ob feig er unter Bänke kroch.
Wer sonst vor vieren noch nicht wich,
Den ließ die große Kraft im Stich,
Wenn ihn ein Häscher bei dem Haar
Hervorzog; glaubt mir, es ist wahr:
Wie stark und kühn der Dieb auch sei,
Und schlüg' er auch auf einmal drei,
Er muß vor Häschers Namen,
Hört er ihn nur, erlahmen.[1])
So wurden ohne Aufenthalt
Sie alle zehn durch Rechts Gewalt
Mit festem, starkem Eisenband
Gebunden von des Schergen Hand.
Gotlind verlor ihr Brautgewand;
An einem Zaune man sie fand
Ohnmächtig im Elende.
Sie hatte nichts als ihre Hände,
Die bloße Brust zu decken;
Dem Tode war sie nah vor Schrecken.
Was sonst ihr übles noch geschehn,
Mag künden, wer's mit angesehn.
Gott ist ein rechter Wundermann,
Das zeigt euch die Geschichte an.
Und schlüg' ein Dieb ein ganzes Heer,

1) s. o. V. 1205 ff.

Vorm Schergen steht er nimmermehr.
Kommt der ihm nur von fern in Sicht,
Erlischt ihm gleich des Mutes Licht;
Er wird vor Schrecken bleich und fahl.
Wie schnell er sonst war überall,
Ihn fängt ein lahmer Scherge leicht.
Der kühne Mut sogleich ihm schweigt,
Und Prahlerei wird plötzlich still,
Wenn Gott der Herr selbst richten will.[1])
Nun laßt euch noch erzählen,
Wie sich die Räuber quälen
Hin vor Gericht mit ihren Bürden,[2])
Auf daß sie dort gehangen würden.
Der Gotelind bracht's wenig Freud',
Daß alsobald zwei Rinderhäut'
Dem braven Bräut'gam Lämmerschling
Der Scherge um die Schultern hing.
Das war die kleinste Bürde doch,
Denn einen Vorzug gab man noch
Dem Bräutigam und seiner Würde.
Die andern trugen größ're Bürde.
Sein lieber Schwager schleppte mit
Drei rohe Häute Schritt für Schritt
Vorm Schergen her: so war es recht
Für Schlingdasland, genannt Helmbrecht.
Sein Diebsgut trug ein jeder hin,
Das war des Richters Dienstgewinn.
Ein Anwalt wurde nicht gegeben,
Und wer verlängern will ihr Leben,
Dem kürze Gott das seine.
Erkennt, wie ich es meine.
Ich weiß sonst wohl des Richters Sinn:
Ein wilder Wolf besänftigt ihn,
Giebt er ihm Geld und Gut genug.
Und würgt' er alles Vieh im Pflug,
Er ließ' ihn laufen um sein Gold.

1) s. o. V. 1511.

2) Der Räuber muß das corpus delicti selbst zum Gericht tragen. Vgl. V. 1552 f.

Wie selten das geschehen sollt'!
Doch dieser neune hängen hieß,[1])
Dem zehnten er das Leben ließ,
(Der war als zehnter sein nach Recht)[2])
Geheißen Schlingdasland Helmbrecht.
Was da geschehen soll, geschieht,
Gott keine Schandthat übersieht
Dem, der in Schuld sich hier verstrickt.
Das habt an Helmbrecht ihr erblickt,
An dem der Vater ward gerächt:
Der Scherge stach ihm schlecht und recht
Die Augen aus, doch nicht genug,
Man rächt' die Mutter auch und schlug
Ihm ab die Hand und einen Fuß.
Das war der Lohn für schnöden Gruß,
Den einst er seinen Eltern bot.
So litt er Schande nun und Not.
Weil auf den Vater los er fuhr:
„Wat seggt ji da, ji lütte Bur?"
Und „dämlich Wief" die Mutter schalt,
Drum hat nun über ihn Gewalt
So bittrer Schmerz und Qual und Not,
Daß ihm wohl tausendmal der Tod
Willkommener gewesen wäre
Als dieses Leben voll Unehre.
So schied nun Helmbrecht, lahm und blind,
Von seiner Schwester Gotelind
Mit Herzeleid und bittrem Gram,
Als er am Kreuzweg zu ihr kam.[3])
Der blinde Räuber wankt' am Stabe
Dahin; aus Mitleid führt' ein Knabe
Ihn heim in seines Vaters Haus.

1) Dieser Ausfall auf die Bestechlichkeit der Richter hat hier nur Sinn, wenn der Dichter diesen Richter als eine rühmliche Ausnahme bezeichnen will, was freilich aus dem Originale nicht hervorgeht.

2) Dieses Recht ist aus dem Sachsen-, Deutschen- und Schwabenspiegel für ganz Deutschland nachgewiesen. Er konnte diesen Mann dann gegen Lösegeld freigeben. Hier vollzieht er an ihm noch eine Strafe, die der Dichter in besondere Beziehung setzt zu Helmbrechts Sünden.

3) s. o. V. 1517.

Der nahm ihn nicht, jagt' ihn hinaus
Und lindert' wenig seine Not.
Vernehmt, welch Grüßen er ihm bot:
„Dieu vous salue, mein blinder Herr,
So lernt' ich einst, s'ist lange her,
Die Leute grüßen nach höf'schem Brauch,
Da ich bei Hof gedienet auch.
Geht immer hin, Herr Blindekin,
Ich weiß, ihr nahmt in Fülle hin,
Was nur ein blinder Mann begehrt.
Ihr seid in Frankreich hoch geehrt.
Das ist mein Gruß für alle Blinden;
Ihr sollt hier keinen andern finden.
Was red' ich noch so lange dann?
Weiß Gott, mein blinder junger Mann,
Ihr sollt zur Stund' das Haus mir räumen.
Und wollt ihr euch noch länger säumen,
So hol' ich meinen Freiknecht her,
Der soll euch schlagen kreuz und quer,
Wie ich's noch keinem Blinden bot.
Verflucht wär' jeder Bissen Brot,
Den ihr verzehrtet hier bei mir.
Macht euch hinaus! Dort ist die Thür."
„Nicht doch, Herr, laßt mich nur die Nacht
Herbergen, bis ich euch gesagt,
Wie mich die Leute nennen;
Wollt mich doch nur erkennen!"
Der Vater drauf: „Es ist schon spät,
Drum redet schnell, wir woll'n zu Bett.
Sucht einen andern Wirt im Land,
Verschlossen ist euch meine Hand."
Bald bleich, bald rot vor Schmach und Schande
Helmbrecht da seinen Namen nannte.
„Ich bin's ja, Helmbrecht, euer Kind."
„So ist wohl gar der Bursche blind,
Der sich da nannte Schlingdasland?
Euch war ja keine Furcht bekannt
Vorm Richter und der Schergen Heer,
Und wären ihrer noch viel mehr!
Hei, was ihr Eisen fraßet,

Dieweil ihr auf dem Hengste saßet,
Um den ich hingab meine Rinder.
Und tappt ihr jetzt einher als Blinder,
Drob fühl' ich wenig Schmerz und Zorn.
Mich reut nur Lodenzeug und Korn,
Da selber mir so schmal das Brot.
Und stürbt ihr hier den Hungertod,
Ich gäb' euch nicht ein Brosamlein.
Nun fort mit euch, Herr Ritter fein,
Und laßt euch nimmer finden
Hierbei, vorn oder hinten!"
Noch einmal sprach der Blinde:
„Ach, wenn zu eurem Kinde
Ihr auch mich nimmer haben wollt,
So thut's um Gottes Gnadensold
Und laßt dem Teufel nicht den Sieg.
Laßt mich bei euch elendiglich
Als Bettler liegen vor der Schwelle.
Ich fleh' um keine andre Stelle,
Als was aus christlichem Erbarmen
Den Siechen ihr gewährt und Armen.
Die Bauern alle schwuren mir
Den Tod, wie leider nun auch ihr.
So kann ich länger nicht mehr leben,
Wollt ihr mir gnädig nicht vergeben."
Der Wirt hohnlachte seiner Not,
Ob auch das Herz zu brechen droht',
(Er war ja doch sein leiblich Kind)
Wie er so dastand, schwach und blind.
„Ihr rittet aus, die Welt zu plündern.[1])
Nie sah man euren Hengst vermindern
Den Schritt, nur Trab ging's und Galopp.
Manch Herz erseufzte schwer darob.
Vor euch her ging des Schreckens Schauer.
So manche Frau, so mancher Bauer
Sind von euch gänzlich ausgeraubt.
Nun sprecht doch, ob ihr noch nicht glaubt,

1) s. o. V. 355 ff. Vergleiche, wie der Vater alle Reden Helmbrechts wieder anbringt.

Daß nun drei Träume sind erfüllt?
Noch ist das Schlimmste euch verhüllt,
Doch könnt ihr dem entrinnen kaum.
Drum, eh eintrifft der vierte Traum,
Packt schleunig euch hinaus zum Thor.
Knecht, komm und schieb den Riegel vor!
Ich will nun schlafen ungestört.
Des Namen nie mein Ohr gehört,
Den pflegt' ich lieber bis zum Tod,
Eh' ihr bekommt ein halbes Brot."
So hielt er vor dem blinden Mann
Erbarmungslos, was er gethan.
Voll Abscheu ließ er stehen ihn.
„He, Blindenführer, führ' ihn hin,
Wo vor der Sonn' er berge sich."
Er schlug den Knaben: „Das für dich.
Gern schlüg' ich deinen Herren auch,
Doch kenn ich so viel Zucht und Brauch,
Daß ich vor Scham muß zagen
Den blinden Mann zu schlagen.
Ich kann mich wohl bezwingen,
Doch kann er's leicht so weit noch bringen.
Drum macht euch fort, Landstreicher ihr,
Packt euch hinaus, dort ist die Thür!
Gleichgültig ist mir eure Not."
Die Mutter steckte noch ein Brot
Ihm in die Hand wie einem Kinde.
Fort tappte da der Blinde.
Wohin er kam bei seinem Wandern,
Da zeigt' ein Bauer ihn dem andern
Und schrie ihn an und seinen Knecht:
„Haha! du dieb'scher Schuft Helmbrecht,
Wärst du ein Bauer noch wie ich,
Man führte nicht als Blinden dich."
Ein Jahr lang litt er solche Not,
Bis durch den Strang er fand den Tod.
Ich sag' euch nun, wie das geschah.
Ein Bauer ihn von weitem sah,
Als eines Tags er durch den Wald
Hin strich um seinen Unterhalt.

Der Bauer ſpaltete mit andern
Sich Holz; da ſah er Helmbrecht wandern,
Der eine Kuh ihm einſt genommen,
Die ſieben Bänder ſchon bekommen.[1])
Gleich ſprach er zu den lieben Freunden,
Daß ſie zur Rachethat ſich einten.
„Wahrhaftig", fiel gleich einer ein,
„In Stücke reiß' ich ihn ſo klein,
Wie Stäubchen in dem Sonnenlicht,
Nimmt ihn vorweg ein andrer nicht.
Denn mir und meinem Weibe
Zog er hinweg vom Leibe
Das letzte Kleid, das unſer war,
Drum iſt er mein mit Haut und Haar."
Ein dritter, der dabeiſtand, ſagte:
„Und wenn er aus ſich drei auch machte,
Ich wollt' ihn töten doch allein.
Der Schuft ſchlug Schloß und Thüren ein
Und nahm aus Küch' und Keller frech
Mir auch den letzten Vorrat weg."
Dem vierten, der das Holz zerhieb,
Vor Wut kaum noch die Sprache blieb:
„Ich reiße gleich den Kopf ihm ab
Und denke, daß ich Urſach hab'.
Mein Kind in einen Sack er ſtieß,
Dieweil's noch ſchlummerte ſo ſüß.
Mitſamt den Betten ſtopft' er's ein,
In dunkler Nacht blieb ich allein.
Und als es ſchrie vor Schmerz und Weh,
Da ſchleudert' er's in kalten Schnee.
Da wär' es elend umgekommen,
Hätt' ich's nicht ſchnell ins Haus genommen."
Der fünfte ſprach: „Ja, meiner Treu,
Wie ich mich ſeines Hierſeins freu'!
Wie ſoll mein Herz ſich heute weiden
An ſeinen Qualen, ſeinen Leiden!
Er that Gewalt an meinem Kind;

1) Die ſieben Mal gekalbt hatte. Nach dem Kalben bildet ſich jedesmal ein Streifen an den Hörnern der Kuh.

Und wär' er dreimal noch so blind,
Ich hängt' ihn an den nächsten Baum.
Ich selber rettete mich kaum
Aus seinen Händen, nackt und bloß.
Ja, wär' er wie ein Haus so groß,
Ich werd' an ihm noch heut' gerochen,
Nun er sich hierher hat verkrochen
In diesen tiefen, dichten Wald."
„Nur näher, kommt doch näher bald!"
So riefen sie, und bald ergoß
Sich auf Helmbrecht der ganze Troß.
Indes die Schläge auf ihn sausten,
Hohnworte ihm im Ohre brausten:
„Helmbrecht, die Haube nimm in Acht!"
Was Henkershand noch nicht vollbracht
An diesem Werk voll Schmuck und Zier,
Das war gar bald gethan allhier.
Ein grauses Bild: auch nicht ein Stück,
Breit wie ein Pfennig, blieb zurück.
Die Sittiche und Lerchen schön,
Wie lebende fast anzusehn,
Die Sperber und die Turteltauben,
Und was genäht sonst auf die Hauben,
Das lag zerstreut nun aller Orten.
Hier trieben Lockenbüschel, dorten
Das Seidenzeug und blondes Haar.
Wär' sonst keins meiner Worte wahr,
Ihr könntet mir doch glauben,
Was ich erzähle von der Hauben.
Wie jämmerlich sie ward zerrissen!
Wollt ihr von einem Kahlkopf wissen?
Kein kahlerer ward je gesehn.
Sein Lockenhaar, so blond und schön,
Das lag verachtet und zerstreut
Rings auf der Erde weit und breit.
Das kümmerte die Bauern nicht,
Sie ließen noch den armen Wicht
Die Beichte sprechen: gleich zur Stund
Schob einer Helmbrecht in den Mund
Ein Bröckchen Erde zu Schutz und Hut

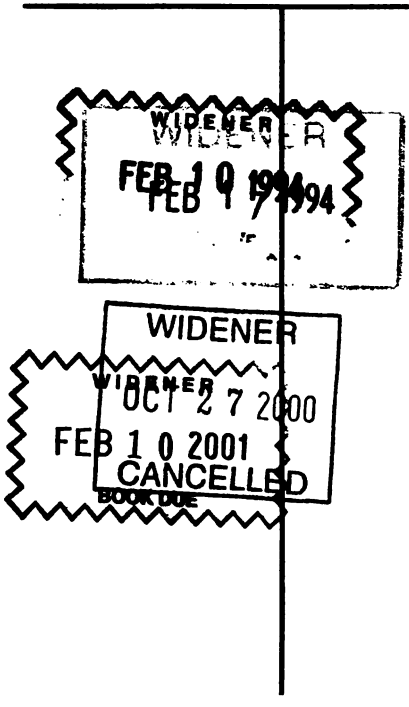
Vor Höllenfeuers heißer Glut.[1])
Dann hängten sie ihn an den Baum.
Mir scheint, des Vaters vierter Traum,
Der sei hier noch erfüllt mit Graus. —
Und hier ist die Geschichte aus.
Wo eigensinn'ge Knaben trachten
Der Eltern Worte zu verachten,
Die sei'n durch diese Mär' gewarnt.
Und wenn wie Helmbrecht sie umgarnt
Der Hochmut, so ist's gut und recht,
Wenn sie auch enden wie Helmbrecht.
Auf Straßen, Wegen weit und breit,
Wo niemand noch in Sicherheit
Bisher gelebt, da war nun Freude,
Seit Helmbrecht hängt an luft'ger Weide.
Nun seht euch um und hütet euch:
Wer gut euch rät, ob arm, ob reich,
Ob schlicht, ob weis', schenkt ihm Gehör!
Ja, sollten wohl noch solche mehr
Aus Helmbrechts Zunft am Leben sein,
Die werden auch Helmbrechtelein. —
Sie gönnen euch den Frieden nicht,
Bis sie ereilt das Halsgericht.
Liest jemand euch dies Lied im Kreise,
So bittet, daß Gott Huld erweise
Ihm und dem Dichter ewiglich:
Wernher der Gärtner nennt er sich.

1) Erde symbolisiert nach kirchlicher Anschauung, wie überhaupt den Leib, insbesondere den Leib Christi. Darauf beruhte der Glaube, daß Sterbende in Abwesenheit eines Priesters auch einem Laien beichten und von diesem ein Krümchen Erde oder Gras als den Leib Christi empfangen konnten. Waren sie allein, so beichteten sie Gott und nahmen die Erde selbst in den Mund. Daher stammt die Redensart „ins Gras beißen".

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

H. S. White -
Ithaca
July 1892.

Acme
Bookbinding Co., Inc.
300 Summer Street
Boston, Mass. 02210

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413